Das

Schwert Italiens.

Lebensskizze

des

Generals Josef Garibaldi.

„Kein schärfer Schwert
als das für Freiheit streitet!"
Altes deutsches Sprichwort.

Von

Gustav Rasch.

Erster Band.

Berlin,
Verlag von Nelte, Böltje & Comp.

Elpis Melena,

der Freundin und Pflegerin Garibaldi's im

Varignano gewidmet.

Meine verehrte, gnädige Frau!

In denselben Sympathieen und denselben Anstrengungen auf den Schlachtfeldern des Geistes, sowie in derselben Verehrung für den größten und edelsten Mann Italiens begegnen wir uns seit Jahren. Es ist die heilige Sache der Freiheit des italienischen Volkes, für die wir kämpfen; ihr erster und bester Streiter ist Josef Garibaldi.

Aus dieser Zeit des Ringens und der Kämpfe einer edlen und großen Nation um ihre Freiheit und ihre nationale Selbstständigkeit wird uns eine traurige und trübe Erinnerung wohl für immer unvergeßlich bleiben, die Erinnernng an jene Tage, wo der erste und beste Streiter Italiens verrathen, verwundet und gefangen im Varignano lag. Wie oft haben unsere Herzen damals in denselben Moment gezittert in derselben Angst und Besorgniß — und gejubelt in derselben Hoffnung und Freude! Und ist nicht der Schmerz und die Freude die bleibendste Erinnerung für das arme Menschenherz?

In der Erinnerung an jene Tage, meine verehrte gnädige Frau, widme ich Ihnen diese Blätter, Ihnen, der treuesten und besten Freundin des Helden, welche fern von den grünen Ufern des Rheins über Alpen und Meere zu ihm eilte, um dem Freunde eine treue und unermüdliche Pflegerin während seiner Gefangenschaft und schweren Verwundung zu werden, Ihnen, „dem Engel der Barmherzigkeit und dem leuchtenden Stern", wie ein gemeinschaftlicher Freund, der General Haug, Sie so schön nannte, „in den schwarzen Schatten des Varignano".

Berlin, im Frühjahr 1863.

Gustav Rasch.

Vorrede.

Die folgenden Blätter enthalten eine Lebensskizze des Generals Josef Garibaldi. Ich habe mich bemüht, meine Darstellung dort, wo ich nicht aus eigener Anschauung schreiben konnte, aus den besten und zuverlässigsten Quellen zu schöpfen. Hiezu haben mir bei der Schilderung der Feldzüge in Südamerika die handschriftlichen Aufzeichnungen des Generals gedient, welche Elpis Melena in „Denkwürdigkeiten des Generals Josef Garibaldi" vor einigen Jahren veröffentlicht hat. Bei der Schilderung der Vertheidigung und Belagerung Roms und des Rückzuges von Rom nach Venedig habe ich die Quelle benutzt, welche Garibaldi selbst als die beste und zuverlässigste bezeichnete, das bekannte Tagebuch des Majors v. Hoffstetter „Garibaldi in Rom." Einzelheiten sind aus persönlichen Mittheilungen, aus von mir in Bologna gefundenen Dokumenten und aus den hand-

schriftlichen Mittheilungen, welche Signor Bonnet aus Commacchio an Elpis Melena übergab. Die Darstellung der Feldzüge in Sicilien und auf dem neapolitanischen Festlande und der Garibaldi'schen Regierung in Süditalien sind nach eigener Anschauung, nach persönlichen Mittheilungen und nach Berichten von Augenzeugen geschrieben. Ebenso die Darstellung der neuesten Ereignisse auf Sicilien und bei Aspromonte und die Gefangenschaft und Kranheit Garibaldi's im Varignano und in La Spezia.

Berlin, im Frühjahr 1863.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Erstes Kapitel.

Zur Charakteristik Garibaldi's.

Die Italia del popolo und Alexander Herzen über Garibaldi. Die Neider und Feinde. Garibaldi als Redner. Die Rede an die ungarische Legion. Garibaldi's organisatorisches und staatsmännisches Talent. Major v. Hoffstetter's Urtheil über Garibaldi. Garibaldi's Persönlichkeit, Einfachheit und Uneigennützigkeit. Seine Redlichkeit und Consequenz. Der Taktiker und der Soldat.

„Es schwebt um Garibaldi's Namen ein Zauber, den nichts zu vertilgen vermag; ein ganzes Leben, gewidmet einer einzigen Idee — seinem Vaterlande, ein Name, geheiligt durch Ehren- und Heldenthaten, erst im Auslande, dann in der Heimath; mehr als bewunderungswürdige Tapferkeit und Ausdauer; Einfachheit des Lebens und der Sitten, welche an die Männer des Alterthums erinnert; männliche Würde im Ertragen der schwersten Prüfungen und Verluste, Glorie und Armuth! Alles, was einen solchen Mann betrifft, ist werth und theuer." In diesen Worten giebt die Italia del popolo eine kurze und treffende Charakteristik Josef Garibaldi's.

Noch schöner und mit weniger Worten zeichnet den großen Mann Alexander Herzen, wenn er sagt: „Der Held aus dem Cornelius Nepos, mit dem Muth eines Löwen und dem Gemüth eines Kindes.“ Ja, Garibaldi's Fehler liegen, wenn er überhaupt Fehler hat, nur in seinen Tugenden. Die conservative Partei und deren Organe in Deutschland haben dagegen versucht, dem Befreier Italiens allerlei Makel anzudichten. Die Feinde und Neider wollten an ihm durchaus Etwas finden. Sein militairisches Talent, seine persönliche Tapferkeit, die großen und edlen Eigenschaften seines Herzens, seine eminenten Erfolge, die Reinheit seiner Bestrebungen, sein ganz fleckenloses, vergangenes Leben, boten diesen Neidern und Feinden nicht die geringste Blöße; deshalb versuchten sie sein Organisationstalent zu bemängeln und zu bemäkeln; ihn als einen beschränkten Kopf darzustellen, und behaupteten, er könne nur den Degen führen, sei nichts als ein glücklicher und verwegener Soldat, und verstehe „vom großen Krieg“ und von der Regierung und Organisation eines Landes wenig oder gar nichts. Die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ und die übrigen conservativen Blätter haben auch nach dieser Richtung hin wieder das Mögliche geleistet. Ihre kleinlichen Angriffe gingen während des Feldzuges in Neapel und Sicilien so weit, daß Garibaldi's Reden und Ansprachen an seine Truppen, an die Officiere der Nationalgarde und an das Volk ganz entstellt und in der jämmerlichsten Weise ins

Deutsche **übertragen** von ihren Correspondenten wiedergegeben **wurden**. Jeder, der die Ehre hat, Garibaldi persönlich **zu kennen**, wird mir beistimmen, wenn ich behaupte, daß **Garibaldi** ein Mann von großem Verstande und vieler **Intelligenz** ist; er wird es mir zugeben, wenn ich sage, daß **Garibaldi**, wenn er auch kein vollendeter Dialektiker ist, sehr gut und mit großer Wirkung öffentlich spricht. Eine sonore, klingende Stimme, eine bilderreiche oft glühende Sprache, eine eigenthümliche Ruhe in der Ueberlegung, die classischen Gesichtszüge, welche Niemand vergißt, der sie auch nur einmal gesehen hat, sind natürliche Mittel, welche ihre Wirkung nie verfehlen. Niemals werde ich vergessen, wie der große Diktator in Neapel zum letzten Male öffentlich sprach. Noch heute klingt die sonore Stimme vom Largo del palazzo in der ehemaligen Hauptstadt der Bourbonen in der Erinnerung zu mir herüber — über das blaue Meer und über die schneebedeckten Alpen. „Dies ist ein denkwürdiger Tag für Euch," so sprach der General zu der ungarischen Legion, der er eine Fahne zur Erinnerung an die Thaten ihrer Tapferkeit und an ihre Aufopferung für Italien überreichte, „denn er kittet den Bund zweier Nationen fest zusammen und begründet die Brüderschaft der Völker. Heute habt Ihr das selbstsüchtige Princip vernichtet, welches die Nationen getrennt gehalten und so die Knechtung Aller erleichtert hat. Das Volk, mit dem Ihr Euch verbündet habt, hat dieselben Feinde, die auch

Euch bedrohen. Eure Sache ist die seinige und seine Sache ist die Eurige."

„Aber ehe Ihr diesen Feind draußen bekämpft, habt Ihr im Innern Feinde zu besiegen und ich sage Euch, der vornehmste derselben ist der Papst. Wenn ich mir und Euch ein Verdienst erworben habe, so ist es dadurch geschehen, daß ich Euch offen und ohne Schleier die Wahrheit sage. Indem ich von diesem Vorrecht Gebrauch mache, sage ich Euch, daß Euer vornehmster Feind der Papst ist."

„Ich bin Christ so gut wie Ihr, ja, ich bekenne mich zu der Religion, welche die Ketten der Sclaverei gebrochen und die menschliche Freiheit verkündet hat; der Papst, der seine Unterthanen bedrückt und ein Feind der italienischen Unabhängigkeit ist, ist kein Christ; er verleugnet das Christenthum in seinem ersten Grundsatze, er ist ein Antichrist."

„Diese Wahrheit müßt Ihr unter allen denen verbreiten, die Euch nahe stehen; denn erst, wenn alle Italiener von dieser Wahrheit gründlich überzeugt sind, wird Italien glücklich und frei sein."

Wenn man dem großen Manne Mangel an organisatorischem Talent vorwirft, so übersieht man absichtlich den Zustand des Landes und die Zustände des in seiner Moralität und in jeder geistigen Beziehung tief heruntergekommenen Volkes, an dem er sein Organisations- und Regierungstalent versuchen mußte. Die Schwierigkeiten

in der Regierung Süditaliens waren colossal und sind es noch heute und die Regierungslast, welche dem Dictator auf den Schultern lag, war eine zwiefache. Während er Morgens oft vor Sonnenaufgang zu Pferde stieg, um eine Recognoscirung zu leiten, während er mit einer noch erst in der Organisation und Disciplinirung begriffenen Armee, welche eine numerische Ziffer von fünfzehntausend in Neapel nie überstiegen hat, den letzten Truppen der bourbonischen Armee, die der seinigen an Stärke beinahe zweimal überlegen war und welche in den Festungen Capua und Gaeta und auf der zwischen beiden Festungen sich ausdehnenden Ebene eine vortreffliche militairische Stellung einnahm, alle Tage gegenüberstand, mußte er sich Abends mit der Regierungsmaschine eines Landes beschäftigen, welches unter der vierundvierzigjährigen miserabelsten Regierung, die es vielleicht jemals in Europa gegeben hat, vollständig verkommen war. Alle Könige von Neapel hatten bei ihrer Regierung nur ein Princip, aus den ihrem Scepter unterworfenen Ländern so viel Geld zu ziehen, wie irgend möglich und sämmtliche Beamte dieser Könige, vom Minister des Innern und vom Generalstatthalter Siciliens an bis zum letzten Polizisten im Dienste Maniscalcos und Ajossa's und bis zum letzten Gallerdiener im Museo Borbonico hatten bei der Verwaltung ihrer Aemter nur einen Gedanken, in pecuniärer Beziehung ihre Stellung auf das Bestmöglichste auszubeuten. Der König, die Minister, die General-

polizei-Directoren, die Generalstatthalter, sie Alle genirten sich nicht im Mindesten, warum sollten sich denn ihre Unterbeamten geniren? — „Ich sage Ihnen," sagte der preußische Consul Stolte, der seit einigen zwanzig Jahren in Neapel ansässig ist und die Regierungs- und Verwaltungsverhältnisse des Landes genau kennt, zu mir: „Alle haben ohne Ausnahme gestohlen." Während die Steuern, welche die Insel Sicilien im Jahre 1813 bezahlt, nur 13 Millionen Franken betrugen, entriß König Ferdinand der Insel im Jahre 1847 bereits 28 Millionen und 987,000 Franken, obschon die productive Kraft des Landes nicht von Jahr zu Jahr zunahm, sondern abnahm. Von dieser Einnahme von 29 Millionen ließ die Regierung der Insel nur 100,000 Franken für öffentliche Unterrichtsanstalten und 300,000 Franken für Staatsbauten, öffentliche Arbeiten und Unterstützung des Handels und der Industrie. „Straßen brauchen wir in Neapel nicht," sagten die Minister König Ferdinand's, „denn Straßen befördern den Geschmack am Reisen und Reisen befördern Verschwörungen. Durch Calabrien führt nur eine Straße und sie besteht noch aus Resten einer alten Römerstraße. Die Unsicherheit in Calabrien war so groß, daß Niemand das Land zu bereisen wagte, und daß die Verbindungen zu Schiff vermittelst der Küstenorte hergestellt werden mußten. In Sicilien gab es nur eine Straße, von Messina nach Catanea, alle anderen Verbindungen wurden vermittelst Maulthiere oder zur

See hergestellt; das zum Export bestimmte Getreide wurde mit Maulthieren nach den Häfen geführt. In das Innere der Insel konnte man nur unter starker Bedeckung reisen.

Ich habe Bekannte in Messina und Palermo, welche Güter im Innern der Insel besaßen, aber ihren Grundbesitz niemals gesehen hatten. „Wir sind ganz in den Händen unserer Intendanten," sagten sie, „welche uns ein Pauschquantum als Pachtsumme bezahlen." Trotzdem haben die Straßennetze immer auf den Departemental-Budgets Siciliens gestanden. Der Sicilianer zahlte jährlich Millionen für den Bau und für die Verwaltung derselben, obschon sie gar nicht existirten. Die Regierung der Bourbonen steckte diese Millionen in die Tasche und sagte: „Straßen brauchen wir nicht." Für Handel, Industrie, Fabrikwesen geschah in Neapel nie das Mindeste; im Gegentheil, es geschah alles Erdenkliche, um den Aufschwung des Landes in commerzieller und industrieller Beziehung zu hindern und niederzudrücken. Durch sein Klima, durch seine productive Kraft, durch seine Lage an zwei Meeren ist Neapel eines der begünstigsten Länder Europa's, trotzalledem gab es im ganzen Königreich beider Sicilien weder Handel noch Industrie. Neapel hatte keinen Freihafen; aller Seehandel hatte sich aus einer Stadt, welche bei ihrer günstigen Lage zwischen Europa, Asien und Afrika eine See- und Handelsstadt ersten Ranges hätte sein können und sein *müssen*, nach

Genua und Livorno gezogen. In Neapel fand man kaum hundert Firmen von Kaufleuten und diese Firmen waren in den Händen von Deutschen, Franzosen und Engländern. Fast die ganze Dampfschifffahrt auf dem mittelländischen Meere war in den Händen französischer Kaufleute; Eisenbahnen gab es gar nicht; die kurzen Eisenbahnstränge, welche die Hauptstadt mit Caserta, Capua und Castellamare verbanden, waren aus rein privaten Zwecken angelegt, nämlich einzig und allein, um die Lustschlösser des Königs und die Festungen mit dem Sitze der Regierung zu verbinden. Die Benutzung der Telegraphen war den Unterthanen nur ausnahmsweise und nur unter großen Vorsichtsmaßregeln gestattet. Die postalischen Taxen waren von enormer Höhe. Die Porto's für Briefe und Zeitungen nach Sicilien waren höher, wie die Porto's nach Japan und China. Wenn fremde Industrielle in das Land kamen und der Regierung das Anerbieten machten, ihre Kapitalien und ihre Kenntnisse in Sicilien zu benutzen, so verweigerte man ihnen kurzweg jede Concession, oder man legte ihnen so viel Schwierigkeiten in den Weg, daß sie froh waren, wenn sie mit dem Verlust eines Theiles ihrer Kapitalien wieder ihre Wege gehen konnten. Palermo, eine Stadt von 200,000 Einwohnern, besaß kein Gas. Die Paßscherereien waren maßlos. Reisen in's Ausland waren mit unermeßlichen Schwierigkeiten verknüpft. Es war eins der besonderen Regierungsprincipien des Tyrannen, den Verkehr sowohl

im Inlande, als mit dem Auslande so viel wie möglich zu erschweren. Ueber die Freiheit der Presse und über die Knechtschaft der Geister brauche ich wohl kein Wort zu verlieren. Und wie stand es mit der Volksbildung? König Bomba huldigte dem Grundsatze des Kaisers Franz von Oesterreich, den derselbe zu den Professoren der Universität Pavia einmal aussprach: „Ich will keine gelehrten Unterthanen, aber gehorsam sollen sie sein." In Neapel konnten von hundert Menschen höchstens zehn lesen und schreiben. Auf dem Lande gab es gar keine Schulen; die Unterrichtsanstalten in den großen Provinzial- und in den Hauptstädten waren miserabel. Selbst der neapolitanische Adel und die höheren Stände besaßen einen nur höchst geringen Grad des geistigen Wissens. Ich habe Damen aus den ersten Familien des Landes kennen gelernt, welche weder lesen noch schreiben konnten, deren ganze geistige Bildung aus einem angelernten Stückchen äußerer Tournüre bestand. Auf welcher Stufe geistiger Rohheit und Verkommenheit also die unteren Klassen des Volkes standen, kann man sich nun selbst sagen. Niemand kümmerte sich um die in Schmutz und in Elend geborenen nnd erzogenen Kinder aus dem Volke. Nur der Priester nahm sich ihrer an, aber auch nur, um ihre intellectuellen Fähigkeiten für seine Zwecke auszubeuten und ihnen das Stück Religion zu lehren, was er sich im Interesse des Königs und des Klerus selbst zurecht gemacht hatte.

So war der Zustand des Landes und des Volkes, als Garibaldi in Neapel einzog und die Regierung übernahm. Alles Alte, die ganze Vergangenheit, die ganze alte Regierungsmaschine war zu vernichten, um eine neue Zukunft auf den Trümmern der Vergangenheit aufzubauen. Eine vollkommene Auflösung des neapolitanischen Beamtenthums in allen Zweigen der Verwaltung, der Justiz, der Finanzen, der militärischen Organisation und des öffentlichen Unterrichts mußte hervorgehen, ehe die neue, von Garibaldi angebahnte Organisation in die Wirklichkeit treten konnte. Diese Auflösung des ganzen Regierungsmechanismus mußte von den Präfekten der Provinzialregierungen an bis zum letzten Galleriediener in den Sälen des Museo Borbonico stattfinden, denn der Generaldirektor einer Provinz war eine ebenso miserable Creatur, wie sein unterster Schreiber. Wenn man sich diesen Zustand der Dinge vergegenwärtigt, wenn man dann sich die Resultate der Regierung Garibaldi's während seiner dreimonatlichen Dictatur in Neapel und Sicilien anschaut, so muß man, wenn man gerecht sein will, eingestehen, daß Garibaldi ein vortrefflicher Organisator ist und daß er mit Energie und Mäßigung, mit großer Intelligenz und genauer Kenntniß der Zustände, von edlen und praktischen Prinzipien ausgehend, das Königreich beider Sicilien regiert hat. Von den Dekreten gegen die in den untersten Volksklassen wühlenden Priester, von den massenhaften Absetzungen und Ausmerzungen der

schlechten Elemente in der Verwaltung, von den Regierungsbefehlen, welche allen denen, die unter der grausamen Regierung des Re Bomba gelitten hatten und beschädigt waren, wieder zu ihrem Rechte verhalfen und den erlittenen Schaden, sofern es überhaupt möglich war, vergüteten; von den Dekreten, welche die Anlegung der den Norden des Landes mit dem Süden verbindenden Eisenbahnlinien und die Anlagen von Straßen in Calabrien und Sicilien anordneten, bis zu den Verfügungen, welche sich mit der Organisation des gänzlich darnieder liegenden Volksunterrichts und mit den Ausgrabungen in Pompeji beschäftigten, von den Erlassen, welche sich über die sociale Lage der untersten Volksklassen und die für Verbesserung derselben anzubahnenden Institutionen aussprachen, bis zu dem Regierungsbefehl, welcher den Tyrannenmörder Agesilaos Milano glorificirte nnd seiner alten Mutter eine Pension verlieh, war Garibaldi's Regierung in Süditalien eine fortlaufende Reihe zerstörender und wieder aufbauender Maßregeln, denen Niemand, der die neapolitanischen Zustände aus eigener Anschauung kennt, seine Zustimmung und Anerkennung versagen kann. Ich theile nicht die Ansicht derer, welche die Neapolitaner und Sicilianer für eine jämmerliche und verkommene Nation erklären und sie auf eine und dieselbe Linie mit den orientalischen Stämmen stellen, deren Thatkraft und Völkerleben unter dem Drucke despotischer Regierungen erloschen ist; ich habe im Gegentheil gefunden, daß in diesen süd-

italienischen Völkerstämmen, obschon sie aus einem Gemisch der verschiedensten Racen des Abendlandes und des Morgenlandes bestehen, obschon in ihren Adern Sarazenenblut, Griechenblut und Normannenblut fließt, große Keime herrlicher Anlagen liegen; ich weiß aber auch — und alle diese Kritiker und Tadler der Garibaldi'schen Regierung, wenn sie auch Süditalien nicht aus eigener Anschauung kennen, sondern nur seine geschichtliche Entwickelung studirt haben, müssen dies wissen, daß ein Menschenalter dazu gehört, um unter einer weisen und die Heranbildung dieser Massen in die Hand nehmenden Regierung diese guten Keime zur Entwickelung zu bringen und aus einem tief heruntergekommenen Volke eine lebensfähige und selbstbewußte Nation zu machen. Ich weiß, meine Anschauungen über neapolitanische Zustände widersprechen gänzlich den über dieselben in Deutschland verbreiteten Ideen; aber diejenigen, welche anderer Meinung sind, haben das neapolitanische Volk auch nicht, wie ich, in den Momenten einer großen, nationalen Erhebung gesehen, wo die so lange unter dem Drucke einer entsetzlichen Knechtschaft der Geister schlummernden edlen und großen Keime aufleben und in die Erscheinung treten. Die schönen dunklen Augen der in Lumpen gehüllten Lazzaroni und der armen Fischer, welche auf den märchenhaft schönen Inseln des Golfs wohnen und deren ganzer Ideenkreis sich um Maccaroni, Nichtsthun und die Madonna dreht, leuchteten vor Begeisterung, wenn sie von

ihrem höchsten Wesen, von Garibaldi, sprachen, den sie für den auf die Erde niedergestiegenen Christus erklärten und „il secondo Jesu Christo“ nannten; seine heroische Tapferkeit, seine unerschütterliche Rechtschaffenheit, seine Armuth, welche Millionen ausschlug, imponirte diesen Neapolitanern, welche in ihren Regenten und deren Dienern nur ganz miserable Subjecte, Räuber und Diebe kennen gelernt hatten, in unglaublicher Weise; ihr Mund floß über vor Bewunderung, wenn sie von den hohen Eigenschaften seines Herzens sprachen, deren Größe ihr Herz tief empfand, obschon ihre Augen während ihres ganzen Lebens nur den Schmutz und die Erbärmlichkeit gesehen hatten.

Und auf wen, wer in Garibaldi's Nähe geweilt hat, haben seine Persönlichkeit und die hohen und trefflichen Eigenschaften seines Herzens und seines Charakters nicht einen unauslöschlichen Eindruck gemacht? „Er ist auch in der That ein seltener Mann,“ sagt Major v. Hofstetter, der während des römischen Feldzuges sein Generalstabschef war, von ihm*). „Solchen, die ihn nicht häufiger beobachten konnten, mochte er freilich nur als der kalte, entschlossene und unbarmherzige Soldat erscheinen. Wer ihn aber nur einmal seiner Hingebung für die heilige Sache Italiens, durch die That hinlänglich be-

*) Garibaldi in Rom. Tagebuch aus Italien von Gustav v. Hoffstetter, 1860. S. 163.

wiesen, in leidenschaftlichen, doch stets edlen, stolzen Worten kund thun hörte, der fühlte sich gewaltsam zu ihm hingezogen, und wem es vollends vergönnt war, in seiner nächsten Nähe zu weilen, seine heiteren Gespräche bei der Tafel und die traulichen Abendstunden in seinem Zelte zu theilen, der mußte ihn lieben. So viele persönliche Vorzüge, sowie die ernste, sichere Weise, in die er seine Befehle kleidete, die freundliche Art seines Dankes, der Umgang mit den Truppen, seine Ansprache an dieselben, wenn er zufrieden oder unzufrieden war, Alles dies im Vereine zu der glänzendsten Bravour, machte ihn zum Muster eines hohen Führers.“

Garibaldi hat sein sechsundfünfzigstes Jahr angetreten. Es ist ein Mann von nicht großer Statur und kräftigem Körperbau; ein röthlich-blonder Bart umrahmt seine von der Sonne der alten und neuen Welt gebräunten, wahrhaft antiken Züge, welche die Striche und die Zeichen tragen, welche ein ganzes Leben von Mühen, Anstrengungen, Kämpfen und Entbehrungen auf dem Menschenantlitz zurücklassen. Wenig Gesichter habe ich gesehen, auf denen sich der Charakter oder vielmehr die ganze Individualität einer Persönlichkeit so wiederspiegeln, wie auf dem Gesichte des großen Befreiers Italiens. Intelligenz und Adel des Herzens, Muth, Herzlichkeit, Gutmüthigkeit und ein Zug von Trauer und Wehmuth vereinigen sich auf diesem edlen und geistvollen Menschenantlitz zu einem eben so anziehenden wie charakteristischen

Bilde. Sein Benehmen ist das eines Mannes von feinem Ton und von vortrefflicher Tournüre; seine Manieren sind sehr einnehmend und von feiner Höflichkeit. Als zwischen ihm und dem General Lanza, dem Alter Ego des Königs Franz, auf dem englischen Dampfschiffe im Hafen von Palermo die Conferenz wegen Abschluß des Waffenstillstandes statt fand, war der Generalstatthalter von Sicilien sichtlich überrascht von der Tournüre und der feinen Höflichkeit des Mannes, der in seinem rothen Hemde vor ihm stand und den man ihm als einen ganz gewöhnlichen Haudegen oder als einen Räuberhauptmann geschildert hatte.

Garibaldi's Wesen hat manche Aehnlichkeit mit dem Wesen des Königs von Italien. Bei beiden ist dieselbe Verachtung diplomatischer und politischer Ränke und Kniffe vorherrschend, derselbe Glaube an die allmächtige Gewalt des Säbels, der alle Hindernisse zu durchhauen im Stande ist, dieselbe Einfachheit in der Lebensweise, derselbe unerschrockene Muth, der vor nichts zurückschreckt, dieselbe löwenmuthige Tapferkeit, dieselbe Uneigennützigkeit und dieselbe Verachtung des Reichthums und des Luxus. Victor Emanuel besitzt keinen Hofstaat und kein, irgendwie bedeutendes Privatvermögen. Auf der Straße nach Ancona berechnete er einmal alles Ernstes mit einem von seinen Ordonnanzoffizieren, wie viel man wohl zum gewöhnlichen Leben brauche, und ob er im Stande sei, sich dies selbst zu erwerben. Garibaldi besitzt, außer

seiner kleinen Besitzung in Caprera, gar kein Vermögen. Die Pension als piemontesischer General lehnte er mehrmals ab. Nach Niederlegung seiner Dictatur in Neapel schlug er jede Belohnung aus, möge diese Belohnung in Orden, Titeln oder Geld bestehen. Mit derselben Uneigennützigkeit schlug er das Anerbieten der Regierung der römischen Republik aus, ihm eine große Summe als persönliche Entschädigung und Belohnung für seine der Republik geleisteten Dienste zu geben. Verwalter und Herr von Millionen, brauchte er nichts für sich, und verließ so arm, wie er gekommen war, eins der schönsten Königreiche der Erde. Als General der Republik Montevideo lebte er eben so einfach, wie als Dictator beider Sicilien. Dort besuchte ihn — so erzählte mir einer seiner Kampfgefährten aus der damaligen Zeit — einmal ein spanischer General Abends in seiner Wohnung, als es bereits dunkel war. Zufällig war keine Kerze im Hause. Garibaldi hatte aber auch zufällig kein Geld, um Kerzen zu kaufen. Und so fand die Conferenz im Dunkeln statt. Das Zimmer im Schloß zu Caserta, in dem der General mich empfing, war ein Mansardenzimmer im rechten Flügel des Palastes, höchst einfach mit ein paar mit Möbelcattun überzogenen Divans nebst einigen Tischen und Stühlen eingerichtet. Das Zimmer hatte nur ein Fenster. Der Palast von Caserta ist wohl das größte und prächtigste Residenzschloß in Europa und mit unglaublichem Luxus aus-

gestattet. Der Dictator beider Sicilien bewohnte in diesem prächtigen Schlosse drei einfache Mansardenzimmer. In Messina wohnte der General in dem kleinen Zimmer des Leuchtthurms. Die ganze Einrichtung desselben bestand aus einem Feldbett, zwei Stühlen und einer Kiste. Tisch und Sopha gab es nicht in diesem Zimmer. Ein rothes Hemd und ein paar Beinkleider hingen an einem Nagel an der Wand. Aus der Belagerung Roms erzählt der Major v. Hofstetter: „Wir Officiere lagen in dem großen Salon der Villa Savorelli. Der General und Manara hatten ein jeder ein kleines Nebengemach. Hier empfing er auch die Besuche aus der Stadt, wohin er selbst nur in außergewöhnlichen und sehr wichtigen Fällen ging. Täglich fanden sich bei ihm der Kriegsminister und der Obergeneral ein, und jetzt schon hatte es den Anschein, als holten dieselben vielmehr sich hier Befehle, statt deren zu überbringen. Aber auch die Triumvire erschienen öfters in diesem seltsamen Besuchzimmer, wo die Flaschen, Gläser und Tassen auf dem Boden statt auf dem Tische standen, um wenigstens einige ganz zu erhalten.“ *)

Zwei vortreffliche Eigenschaften in Garibaldi's Charakter sind seine unerschütterliche Redlichkeit und seine Consequenz. Garibaldi hat nie gelogen. Und warum sollte er auch die Unwahrheit sagen? Er hat nichts zu

---

*) v. Hoffstetters Tagebuch aus Italien S. 162.

verbergen. Die Freiheit und Einheit Italiens war das immerwährende Ziel seines Lebens, die Aufgabe, welche er niemals aus den Augen verloren hat. Garibaldi ist Republikaner; er ist es heute noch, wie immer; aber in Neapel opferte er seine republikanischen Grundsätze der Einheit seines Landes. Es war das größte und schwerste Opfer, was er bringen konnte. Nach einer künstlich angezettelten Demonstration gegen Mazzini in den Straßen von Neapel ließ er den Generalstab der Nationalgarde in den Palast Dangri zusammenberufen. „Man hat sich unterstanden," redete er die Offiziere an, „hier, wo ich regiere, „Tod Mazzini" zu rufen. Mazzini ist einer der edelsten und besten Männer Italiens. Mazzini ist Republikaner. Vergessen Sie nicht, daß auch ich Republikaner bin, und daß Mazzini mein Freund ist. In Italien kann jeder Italiener leben, und es ist schändlich, in dem freien Italien einem Italiener den Tod zu wünschen. Sagen Sie das wieder dort unten, sagen Sie, daß dies meine Ueberzeugung ist, daß ich es gesagt habe." — Als mehrere Republikaner in Neapel sich bei der Abstimmung über die Annexion des Votums enthielten, stellte Garibaldi einen seiner ältesten Freunde mit folgenden Worten zur Rede: „Ich bin immer Republikaner gewesen und bin es auch heute noch; aber unter Republik verstehe ich die Suprematie des Volkswillens, im Gegensatz zu dem Einzelbelieben des Fürsten. Der einstimmige Wunsch des Volkes ist, sich unter dem

Scepter Victor Emmanuels zu vereinigen. Ich habe Alles gethan, was in meiner Macht stand, diesen Wunsch zu erfüllen, und so hätten Sie auch handeln sollen."

Nur die Unkenntniß, nur der Blödsinn oder der Neid kann von Garibaldi behaupten, daß er von dem großen Kriege gar nichts verstehe und nichts als ein verwegener Haudegen sei. Garibaldi ist ein bedeutender Taktiker, im Gebirgskrieg überdies der erste, lebende General in der alten und der neuen Welt, geschickt in der Benutzung jedes Hülfsmittels, ein großer Organisator, unermüdlich in seinen Anstrengungen, kalt, ruhig und berechnend in seinen Operationen, feurig und Alles vor sich niederwerfend in der Schlacht, mit dem Säbel in der Faust, wie ein gemeiner Soldat, an jeder Stelle in der Linie, wo er Gefahr sieht, kämpfend und unter dem Rufe: „Evviva l'Italia!" die Seinen in die Schlacht führend, und diese ganze militärische Thätigkeit durchglüht und getragen von der großen Idee, welcher er sein Leben gewidmet hat, von der Idee der Wiedergeburt Italiens. Die Schlachten bei Catalafimi, bei Milazzo und am Volturno sind in der Geschichte der Taktik und der neueren Kriegsführung von großer Bedeutung; die Vertheidigung Roms, der Feldzug im Jahre 1859 waren Meisterstücke in der neueren Kriegskunst. Je größer und bedeutender ein Mann ist, desto mehr Neider und Feinde hat er in den kleinlichen und neidischen Naturen, welche die Größe und Bedeutung eines andern

nicht anerkennen wollen, weil sie sich selbst über ihre eigene Bedeutungslosigkeit ärgern. So ist es auch Garibaldi ergangen in Betreff seines militärischen Talents. Da die Erfolge, welche er auf den Schlachtfeldern der alten und neuen Welt errungen hat, gar nicht wegzuleugnen waren, so erklärte ihn der Neid für einen guten General in Bezug auf den kleinen Krieg und bestritt ihm die Fähigkeit, mit großen Massen zu operiren. Es giebt, wie gesagt, nichts Abgeschmackteres und Dummeres, als derartige Behauptungen. Auf den Schlachtfeldern von Milazzo und am Volturno hat Garibaldi mit großen Massen operirt; nämlich er hat große Truppenmassen mittelst verhältnißmäßig sehr kleinen Truppentheilen geschlagen. War Friedrich der Große vielleicht kein großer Taktiker, weil er mit seiner kleinen Armee die große österreichische Armee bei Leuthen schlug? Die neapolitanische Armee, welche Garibaldi und Medici bei Milazzo schlugen, war der Garibaldi'schen Armee um das Dreifache überlegen; sie bestand aus den besten Truppen des Königs, fast lauter Jäger, gut disciplinirt, gut exercirt und gut ausgerüstet, vorzüglich die Artillerie. Bosco ist ein vortrefflicher Oberoffizier, und Bosco hatte den festen Willen, bei Milazzo ein ernstliches Gefecht zu liefern. Seine Stellung war eine vorzügliche. Mit dem rechten und dem linken Flügel an die Weiler San Marina und Archi gelehnt, schob er sein Centrum bis bei San Pietro vor. Die Truppen in

San Marina beherrschten mit ihren Geschützen die auf dieser Seite am Meere hinlaufende Straße, während die Geschütze der in Archi placirten Truppen die Straße nach Barcelona bestrichen, und das Centrum sich auf einzelne Häuser in der Nähe von San Pietro, welche mit Schießscharten und Sandsäcken zur Vertheidigung hergerichtet waren, stützte. Ein zweiter großer Vorzug der Stellung Bosco's bestand darin, daß er sich auf eine zweite Vertheidigungslinie von mit Schießscharten versehenen Häusern vor die Stadt zurückziehen konnte, wobei er durch die üppige Vegetation und der tiefen Lage der Gegend immer in der Deckung blieb. Diese geschulten Truppen in dieser vortrefflichen Stellung unter einer guten Führung schlug Garibaldi aus ihren beiden Positionen nacheinander heraus, und zwar mit einem undisciplinirten, bunt zusammengewürfelten Truppencorps, welches von all den Eigenschaften, welche auf der Parade als unbedingte Erfordernisse eines Soldaten betrachtet werden, nichts hatte. Ob die Taktik, mittelst deren er die Schlacht gewann, an den gewöhnlichen Regeln der Taktik haftete, oder ob er sich jene Taktik selbst schuf: darauf kommt es wohl, wenn man über seine Fähigkeit als General urtheilen will, nicht an. Höchstens liegt darin der Unterschied zwischen einem gelernten — und einem gebornen Feldherrn. — Am 1. October schlug Garibaldi in der Schlacht am Volturno mit einer Armee, welche mit Einschluß der Re-

serven höchstens 15,000 Mann zählte, eine Armee von 30,000 Mann mit einer zahlreichen und wohlbedienten Artillerie, abgesehen von der Beschießung an den Wällen von Capua, welche sich mitten in seinen Stellungen sichtbar machte. Die burbonische Armee zählte 5000 Reiter, während die ganze Reiterei der Garibaldi'schen Armee nur aus einigen hundert Menschen bestand, welche als Guiden verwandt wurden, und seine Artillerie ohne Bedeutung war. Daß die piemontesischen Bersaglieri die Schlacht gewonnen haben, ist eine ganz einfältige und absichtliche Erfindung von Correspondenten reactionärer, deutscher Zeitungen. Die piemontesischen Bersaglieri haben an dem Gefechte gar nicht Theil genommen.

Garibaldi war bei weitem der thätigste Mann in seiner Armee. Am Volturno legte er sich wo möglich um neun Uhr nieder und stand um drei Uhr wieder auf, schlief aber um Mittag einige Stunden, um die Sonnenhitze zu vermeiden, vorausgesetzt, daß nichts Anderes zu thun war. „Einzig steht Garibaldi da,“ schreibt Major v. Hoffstetter, „an einem der heißesten Tage während des römischen Feldzuges,*) im blutigen Gefecht um die entrissenen Positionen. Welche Seelengröße, welche Ausdauer, die nicht weicht, obgleich fast alle seine Freunde an der Erde liegen! Nicht Eigensinn,

*) v. Hoffstetter. Tagebuch. S. 133.

nicht schnöder Ehrgeiz läßt ihn diese großen Opfer bringen — er fühlt die ganze Bedeutung des Kampfes; er will um jeden Preis Corsini wiederhaben. Ohne Garibaldi wäre Rom nicht so stolz gefallen! Am Abend dieses heißen Tages suchte Jeder Ruhe und Erholung; nur er nicht. Die ganze Nacht war sein weißer Mantel allerwärts sichtbar. Ueberall rüstete und bereitete er gegen den nächsten Sturm vor; denn Niemand dachte damals an eine regelmäßige Belagerung der Stadt."

Und von einem anderen Tage: „Die italienische Legion hatte seit einer Stunde unbeschreiblich gelitten. Zwei Mal war sie in die Positionen der Franzosen mit dem Bajonnett eingedrungen, Garibaldi im weißen Mantel stets voraus, stets Ruhe und Ordnung wiederherstellend. Hut und Mantel waren ihm durchlöchert worden; er aber zu unserem Heile noch verschont geblieben."

„Sein Stab war fürchterlich zugerichtet. Daverio, der Chef desselben, todt. Manuli todt. Oberst Marochetti, Bixio und noch andere blessirt."

„So war die italienische Legion durch einen wüthenden, über eine Stunde währenden Kampf gegen drei- bis vierfache Uebermacht eines großen Theils ihrer Officiere beraubt, „bis zu Schlacken gebrannt", wie Clausewitz diesen Zustand so trefflich bezeichnet. Nur Garibaldi's eiserne Festigkeit und hoher Muth hatte die Trümmer

noch zusammengehalten, bis die erwartete Hülfe durch uns eintraf.“*)

Ueber das militärische Talent des Generals äußert sich Major v. Hoffstetter: „Wie ich bisher Garibaldi's Sicherheit in der Gefechtsführung, seine Einsicht und seinen Scharfblick in die Vertheidigung Roms oft bewundert hatte, so wurde mir jetzt täglich Gelegenheit, ihn eine außerordentliche Gewandtheit in allen Zweigen des Sicherheits- und Kundschafterdienstes entwickeln zu sehen. Diese Meisterschaft hatte er sich durch vieljährige Uebung in Kriegen und Kämpfen an der Spitze leichter Schaaren erworben, und ich ging hier in die Schule zu einem Lehrer, wie es vielleicht keinen zweiten giebt. Dabei war er von unermüdlicher Thätigkeit. Vor einem jedesmaligen Abmarsch wurden die Boten herbeigeschafft und dabei die nöthigen Anweisungen an jene Officiere ertheilt, die die nöthige Verpflegung für die nächste Etappe zu besorgen und Nachricht vom Feinde einzuziehen hatten. Während ich den Abmarsch der Colonne überwachen mußte, eilte er selbst, stets von seiner Frau begleitet, erst zur Vorhut, um sie auf's genaueste zu instruiren; dann oft Miglien weit voraus, damit in keinem Falle das Gros Gefahr laufe, nicht rechtzeitig aufzumarschiren oder ausweichen zu können; sandte die nöthigen kleinen und größeren Detachements zur Seitendeckung aus, überzeugte

*) v. Hoffstetter. Tagebuch. S. 109.

sich öfters selbst von der Marschordnung, bis zur Nachhut zurückreitend. Sobald man sich dem Lagerplatz auf ein paar Miglien genähert, wo ich dann ihn einzuholen hatte, traf er die Anordnungen bezüglich des Bivouaks, und nahm hierauf, wie ich schon bemerkt, die größere Recognoscirung vor. Davon zurückgekehrt, sah er sich im Lager selbst um, überzeugte sich vom Zustande seiner Leute, und begab sich endlich auf das von seiner Frau unterdessen ausgesuchte Ruheplätzchen.*)

Italien hat viele große Männer, welche sich durch hohe Tugenden, durch Opfermuth, durch Vaterlandsliebe und durch außerordentliche Energie ganz enorme Verdienste um die Freiheit ihres Landes erworben haben. Die Liebe zum Vaterland ist ein hervorragender Zug im Charakter des Italieners. Er kann stolz darauf sein vor den Völkern Europa's; denn er nimmt in dieser Tugend die erste Stelle ein unter den europäischen Völkern. Der großartige Widerstand, den das ganze italienische Volk seit mehr als vierzig Jahren der Fremdherrschaft entgegengesetzt hat, ist achtunggebietend und wird ewig in der euroropäischen Völkergeschichte leben. Die Deutschen, die Polen und die Ungarn können sich diesen einmüthigen Widerstand als ein leuchtendes Exempel nehmen. Und betrachtet man das Leben der einzelnen, welche, seitdem sie athmen und denken, für die Freiheit ihres Landes

*) Ebendas. S. 338.

gerungen haben, so ist es eine lange Kette von Mühseligkeiten, Anstrengungen und Leiden, inmitten welcher diese heroischen Männer nie das einzige Ziel ihres Lebens aus den Augen verloren haben. Wollte ich alle diese Namen nennen, die Namen aller ihrer Märtyrer und Kämpfer für die nationale Auferstehung ihres Landes, ich könnte ein Buch damit füllen. Jeder von den Tausend Tapferen, die sich mit Garibaldi nach Marsala einschifften, war ein solcher Märtyrer und ein solcher Streiter. Darin aber gerade bestand der größte Opfermuth dieser Männer, daß, wenn es sein mußte, sie ihre eigenen, politischen Grundsätze der Nothwendigkeit opferten, Italien erst frei und unabhängig zu machen. Aber zwei Männer stehen unter all diesen Männern in der Unermüdlichkeit ihrer Anstrengungen und in den Erfolgen, welche diese Anstrengungen gehabt haben, in erster Reihe. Der Eine ist Josef Mazzini, — der Andere Josef Garibaldi.

Zweites Kapitel.

Die Knaben- und Jünglingsjahre.

Garibaldi's Eltern. Zwei Züge aus den Knabenjahren. Erziehung. Die erste Reise. Rom. Reisen nach dem Orient. Das junge Italien. Mazzini. Eintritt in die piemontesische Marine. Der Aufstand in Genua. Der Flüchtling. Ein interessanter Zwischenfall. Das Todesurtheil. Ankunft in Marseille.

Josef Garibaldi wurde zu Nizza am 4. Juli 1807 geboren. Es war nicht der Sohn eines armseligen Fischers, wie die reactionäre Partei in Deutschland vielfach ausgesprengt hat, weil nach ihrer Meinung der Werth eines Mannes auch von seiner Geburt abhängt, sondern der Sohn eines wohlhabenden Mannes aus Charivari, Dominic Garibaldi, der eigene Fahrzeuge commandirte und auf die Erziehung seines Sohnes allen Fleiß und alle mögliche Sorgfalt wandte. Von seiner Mutter spricht Garibaldi mit besonderer Zärtlichkeit. Er nennt sie ein Muster für alle Mütter, und sagt von ihr: „In den ernstesten Momenten meines Lebens, wenn ich unverletzt aus den Wogen des Oceans, oder aus dem Kugelregen des Schlachtfeldes hervorging, dann habe ich sie gesehen, meine liebevolle Mutter, wie sie ge

beugten Knies und gesenkten Hauptes vor dem Throne des Höchsten erschien, seinen Schutz für das Leben dessen zu erflehen, der ihrem Schooße entsprossen .... und ich — ich glaubte an die Wirksamkeit ihres Gebetes"*). Garibaldi verdankte dem Einfluß, den das milde und wohlwollende Gemüth seiner Mutter auf seine Erziehung hatte, die Entwickelung seiner schönsten und herrlichsten Eigenschaften, seiner Humanität, seiner Menschenliebe, seiner Herzensgüte und seines wahrhaft menschlichen Wesens im edelsten Sinne des Wortes.

Die ersten Jugendjahre verstrichen ohne irgend weitere bedeutendere Ereignisse, wie die ersten Lebensjahre der meisten Kinder. Der künftige Charakter des ebenso milden wie entschlossenen und energischen Mannes sprach sich bereits in frühester Jugend aus. Garibaldi theilt aus dieser Zeit zwei Züge mit, welche zu charakteristisch sind, um hier nicht wiederholt zu werden**). „Als ich eines Tages eine Grille auf dem Felde gefangen, und beim Heimwege dem armen Thierchen aus Versehen ein Bein abgerissen hatte, betrübte ich mich so sehr darüber, daß ich mich in meine Kammer einschloß und stundenlang bitterlich weinte." Die andere Thatsache erzählt der General mit folgenden Worten: „Ueberdrüssig der Schule und müde einer mir vorgeschriebenen Lebensweise, schlug

*) Elpis Melena. Garibaldi's Denkwürdigkeiten. S. 5.
**) Ebendas. S. 6 u. 8.

ich einen Tages einigen Altersgenossen vor, nach Genua zu entfliehen. Gesagt, gethan. Wir besteigen ein Boot, nehmen einige Lebensmittel und was zum Segeln eines solchen nöthig ist, mit uns an Bord und steuern gegen Osten. Schon waren wir auf der Höhe von Monaco, als ein Schiffer, den mein guter Vater nachgeschickt hatte, uns einholte und uns beschämt dem väterlichen Hause wieder zuführte; ein Priester hatte unsere Flucht verrathen."

Garibaldi war von seinen Eltern zu einem friedlichen Lebensberuf bestimmt. Sein Vater wünschte, er solle Priester, Arzt oder Advocat werden. Dem feurigen und muthigen Knaben gefiel diese Bestimmung indeß gar nicht, sein Geist sehnte sich nach einem bewegten und wechselvollen Leben; seine Neigung, Seemann zu werden, war unbezwinglich. So gaben die Eltern dieser Neigung endlich mit bekümmerten Herzen nach, und der Knabe wurde dem Kapitain Angelo Pesante, der mit seiner Brigantine „Costanza" ein Reise nach Odessa machte, anvertraut. Nach seiner glücklichen Rückkehr machte er in Gesellschaft seines Vaters, am Bord dessen eigener Tartane „Santa Reparata" eine zweite Reise, und zwar nach Rom. Die Jahre des heranwachsenden Jünglings füllten weitere Reisen und ein längerer Aufenthalt in der Levante und Constantinopel aus. So besuchte Garibaldi Cagliari, Constantinopel, Port Mahon, Gibraltar, die Brigantine „Nostra Signora della Grazia" war das erste Schiff,

welches er als Kapitain befehligte. In diese Zeit der Reise nach der Levante fallen die ersten Keime der späteren politischen Anschauungen und Grundsätze des großen Befreiers Italiens. „Von frühester Jugend auf ein begeisterter Verehrer Italiens," sagt Garibaldi in seinen seiner Freundin Elpis Melena gemachten Mittheilungen, „hegte ich den heißesten Wunsch, in die Geheimnisse seiner politischen Wiedergeburt eingeweiht zu werden, und alle Bücher und Schriften, welche von der italienischen Freiheit handelten, sowie auch alle Menschen, die sich ihrem Dienste gewidmet hatten, suchte ich eifrigst auf." Der Erste, welcher ihm von der Existenz der geheimen Verbindungen, welche an der Wiedergeburt Italiens arbeiteten, Nachricht gab, war ein junger Ligurier, mit dem er auf einer dieser Reisen zusammentraf; Anhänger und Schüler St. Simons, welche nach Constantinopel fuhren, gaben seinem politischen Bewußtsein eine socialistische Richtung. Im Jahre 1833 kehrte er aus dem Orient nach Marseille zurück. Mazzini nahm ihn in das „junge Italien" auf, und Garibaldi trat zu politischen Zwecken in die piemontesische Marine ein.

Die damalige republikanische Expedition nach Savoyen unter der Führung Ramorino's ist bekannt. Zu gleicher Zeit sollte ein Aufstand in Genua ausbrechen. Bei diesem Aufstande war Garibaldi eine Rolle zugewiesen worden. Er sollte sich der Fregatte, auf der er diente, bemächtigen, sobald auf dem Sarzana-Platz der Aufstand

im Gange war. Um sofort mit den Waffen in der Hand bei dem Aufstande thätig zu sein, begab er sich in die Stadt, indem er die Wegnahme der Fregatte den Matrosen überließ, welche er zu diesem Zwecke geworben hatte. Aber der Aufstand verunglückte. Abends sieben Uhr verließ Garibaldi durch das Thor della Lanterna, als Bauer verkleidet, die Stadt, um seiner Verhaftung zu entgehen.

Ueber die Berge von Sastri gelangte er nach Nizza. Er ruhte, um nicht gesehen zu werden, bei Tage, und marschirte bei der Nacht. Aber auch in Nizza war er nicht sicher. Er entfloh nach Frankreich. Schwimmend gelangte er über den vom Regen angeschwollenen Var, und nahm seinen Weg nach Marseille zu. Aus dieser Wanderung, wo er sein von der piemontesischen Regierung gefälltes Todesurtheil in einer französischen Zeitung las, erzählt der General folgenden höchst interessanten Zwischenfall:

„Unterwegs kam ich in ein Dorf, dessen Namen ich nicht weiß, trat in ein Wirthshaus und begehrte etwas zu essen. Der junge Wirth und dessen Frau luden mich an den Tisch, der zum Abendessen bereits gedeckt war, zu setzen. Ich nahm die Einladung an. Das Essen und der Wein war gut, das Feuer verbreitete eine behagliche Wärme, ich fühlte mich sicher, meine Wirthe sahen so treuherzig aus — und ich erzählte ihnen von meiner Flucht und vom Beweggrunde derselben.

Zu meinem Erstaunen jedoch verfinsterte sich das Gesicht des Mannes. Auf meine Frage, was das bedeute, erklärte er mir, daß er sich verpflichtet halte, mich zu verhaften. Ich fing an zu lachen, denn ich wollte mir nicht den Anschein geben, als ob ich diese Drohung ernsthaft nehme. Außerdem kam es mir nicht in den Sinn, mich, Einer gegen Einen, zu fürchten. „Ah,“ sagte ich, „Sie wollen mich also verhaften? Dazu wird's nach dem Essen auch noch Zeit genug sein. Lassen Sie mich mein Nachtessen beenden, — ich will's Ihnen doppelt bezahlen.“ Und dann klapperte ich mit dem Gelde in der Tasche, und aß weiter, ohne die mindeste Besorgniß merken zu lassen.“

„Aber bald sah ich, daß der Wirth an Gehülfen, um meine Verhaftung zu bewerkstelligen, keinen Mangel haben dürfte. Es kamen junge Leute aus dem Dorfe ins Zimmer, sichtlich gute Bekannte, Stammgäste des Wirths, und fingen an Karten zu spielen, zu trinken und zu singen. Der Wirth sprach gerade nicht mehr vom Verhaften, aber er behielt mich im Auge, und auf diese Burschen da, es waren ihrer zehn, konnte er natürlich zählen.

„Ein glücklicher Einfall rettete mich. Als einer der Trinker eben ein Lied beendet hatte und das Bravogeschrei der Andern verhallt war, nahm ich rasch mein Glas zur Hand, und rief: „Laßt mich auch eins singen!“ und ich stimmte Beranger's „Gott der guten Leute“ an.

Nicht meinem weichlichen Tenor, sondern den Versen Berangers, der Popularität des Dichters, der Brüderlichkeit des Refrains, vielleicht auch der Gemüthlichkeit, womit ich die Verse sang, schreibe ich es zu, wenn die Zuhörer sammt und sonders hingerissen wurden. Ich mußte zwei oder drei Strophen wiederholen, schließlich fielen mir die Zecher um den Hals und riefen: „Es lebe Beranger! es lebe Frankreich! es lebe Italien!"

„Darnach konnte von keiner Verhaftung mehr die Rede sein. Mein Wirth ließ kein Wort weiter davon verlauten. Man sang, spielte und trank die ganze Nacht hindurch. Bei Tagesanbruch erbot sich die ganze lustige Schaar mir das Geleit zu geben, und wir trennten uns erst nach einem Marsche von mehreren Stunden." *)

*) Elpis Melena. Ebendas. S. 22.

Drittes Kapitel.

Das Schwert der Republiken am Silberstrom.

Garibaldi's Ueberfahrt nach Rio. Die politische und militärische Situation der südamerikanischen Republik. Die Republiken am Silberstrom. Die Republik Uruguay. Rosas, der Dictator von Buenos Ayres. Rosa's Characteristik. Garibaldi's Eintritt in den Dienst der Republik Rio Grande. Seegefecht, Gefangennehmung und Flucht. Benito Gonzalez. Der Seekrieg auf der Lagune. Die Expedition nach Santa Catarina. Der Schiffbruch Luigi Carniglia. Die Schlacht von Torquaja. Anita Leonta Garibaldi. Der Rückzug durch die Wälder. Characteristik Garibaldi's als Kämpfer in der Republik Rio Grande. Die Situation der Republik Uruguay bei Garibaldi's Ankunft. Die Expedition nach Corrientes. Die Einfahrt in den Parana. Die Batterien der Insel Martin Garcia. Strandung und Seegefecht. Weitere Kämpfe und Gefechte. Die Seeschlacht. Brand und Untergang des Geschwaders von Montevideo. Garibaldi's Rückzug zu Lande nach San-Francisco. Die Schlacht bei Arroyo Grande. Die Erhebung des Volkes von Uruguay. Belagerung von Montevideo. Die Lage Montevideo's. Die Erhebung der Nation. General Paz — der Mann der Siege; Oberst Pacheco, der neue Kriegsminister; Garibaldi, Commandeur der Flotte; Oberst Anzani. Der Häuptling der Matto's, eine Episode aus Anzani's Leben. Garibaldi's Bekanntschaft mit Anzani. Die italienische Legion und ihr Ruhm. Die Schlacht am Boyada. Die italienische Legion am 28. März 1844. Garibaldi weist die Nationalbelohnung Ribera's zurück. Die Expedition nach Uruguay. Einnahme und Vertheidigung Salto's. Garibaldi schlägt den General Urquiza. Die Schlacht bei San Antonio.

Auf einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Marseille folgen nun in dem wechselvollen Leben Garibaldi's eine Reihe der verschiedensten Reisen, welche er theils als Führer fremder Schiffe, theils mit seinem Freunde Ro=

setti, dessen Bekanntschaft er in Rio machte, in eigenen Handelsgeschäften unternahm. So befuhr er das schwarze und mittelländische Meer nach allen Richtungen zum zweiten Male. Er kam nach Smyrna und nach Tunis; dann führte ihn sein Geschick nach Südamerika, nach Rio Janeiro. Diese Reise sollte für die nächsten Jahre seines Lebens von großer Bedeutung werden. Die Republik Rio Grande befand sich gerade damals im Kampfe mit der kaiserlichen Regierung um ihre Selbstständigkeit. Garibaldi wurde in Rio Janeiro dem Präsidenten der Republik Rio Grande vorgestellt und dieser gab ihm und seinem Freunde Rosetti Kaperbriefe gegen Brasilien. „Unter dem Freiheitsbanner auf weitem offenen Ocean mit sechszehn anderen Genossen forderte ich ein Kaiserreich in die Schranken, ließ ich, ich ganz alleiniger Vertreter der Republik von Rio Grande, ihr Banner auf meinem Maste flattern!"*). Mit diesen Worten beginnt Garibaldi in der Schilderung seiner Denkwürdigkeiten, die Erzählung seiner Kämpfe in der neuen Welt für die Unabhängigkeit der südamerikanischen Republiken, welche das Joch der spanischen Herrschaft von sich abgeschüttelt hatten. Während er auf seinen Seefahrten von Marseille aus die heimathlichen Meere nach allen Seiten hin kennen gelernt hatte, lernte er hier den kleinen Krieg in allen seinen Schattirungen und Einzelnheiten. Nach zehn

*) Elpis Melena. Denkwürdigkeiten. S. 26.

Jahren sollte der Zeitpunkt kommen, wo er seine Studien zur Befreiung seines Vaterlandes auf italienischer Erde mit so enormen Erfolgen in Anwendung bringen konnte.

Bevor wir Garibaldi auf das Feld seiner militärischen Thätigkeit in Südamerika begleiten, wird es nothwendig sein, die dortige politische Situation mit einigen Strichen zu skizziren.

Während der napoleonischen Feldzüge auf dem europäischen Festlande hatten sich die spanischen Kolonien von der depravirenden Herrschaft Spaniens frei gemacht und sich am 9. Juli 1816 auf dem Congreß zu Tucumam als vereinigte Republiken am Silberfluß constituirt; die vereinigten Republiken bestanden aus vierzehn ehemaligen spanischen Provinzen.

Die neue Union hatte zwei Feinde, welche ihre Unabhängigkeit unaufhörlich bedrohte, und sie noch heute bedroht. Der eine war die kaiserliche Regierung in Brasilien, welche schon zur Zeit der spanischen Herrschaft sich des Silberstroms und seiner Nebenflüsse, der Verkehrswege seiner südlichen Provinzen, zu bemächtigen suchte. Die Banda Oriental — jetzt Uruguay — war die Provinz, auf welche sie besonders ihr Augenmerk richtete. Während der Constituirung der neuen Republiken kam zu diesem commerziellen Interesse ein zweites, welches von noch größerer Bedeutung zu werden drohte. Bra-

silien ist ein Sclavenstaat. Die Union hob bei ihrer Constituirung die Sclaverei auf.

Ein gefährlicherer Feind, wie die Regierung von Brasilien, erwuchs der Union aber innerhalb ihrer eigenen Grenzen. Es waren die inneren Zwistigkeiten zwischen den einzelnen Staaten. Die Unitarier wollten durch das Princip der Centralisation eine starke Regierung schaffen, welche die einzelnen Staaten fest zusammenhalten, die Föderalisten verlangten die Autonomie jedes einzelnen Staates, welche durch das Band der Union nicht geschmälert werden solle. Durch Buenos Ayres wurde das erste Princip vertreten, durch die Gauchos in den Hinterlanden auf den endlosen Ebenen der Pampas das zweite.

Bereits im Jahre 1817 erlag die Banda Oriental diesen beiden Feinden. Eine brasilianische Armee besetzte dieselbe, während die Republik Buenos Ayres, welche selbst im offenen Zwiespalt mit der Banda Oriental war, unthätig zuschaute. Montevideo wurde von Neuem 1817 unterworfen, und im Jahre 1821 die Banda der brasilianischen Regierung wiederum einverleibt. Aber fünf Jahre später erhob ein Flüchtling aus Montevideo, Lavalleja, die Fahne des Aufstandes in den neuen brasilianischen Provinzen, die Gauchos schlossen sich ihm an, ein brasianisches Reiterregiment unter dem Oberst Fructuoso Rivera ging zu den Aufständischen über, drei Jahre schwankte die Waage des Kriegsglücks hin und her, aber

endlich constituirte sich die Banda als selbstständige Republik Uruguay, welche sich wunderbar schnell entwickelte und mächtig emporblühte. Rivera wurde zum Präsidenten ernannt, sein Nachfolger war Don Manuel Oribe. Oribe's Herrschsucht und Strenge trieb die erst im Untergange von gänzlicher Ungebundenheit zur Civilisation begriffene Bevölkerung zur Rebellion. Oribe mußte auf die Präsidentenwürde verzichten, verließ das Gebiet von Uruguay und begab sich nach Buenos Ayres. Rosas war der damalige Chef der Argentinischen Republik.

Wer ist Rosas? Die Unterstützung, welche er, um die unabhängige Republik Uruguay zu unterwerfen, dem Expräsidenten Oribe gewährte, ist die Veranlassung einer Reihe von Kämpfen gewesen, welche Jahre lang die Entwickelung der Republik am Silberstrom störten und unsägliches Elend über diese durch die Natur so reich gesegneten Fluren brachte. Rosas ist aus Buenos Ayres gebürtig. In dem Straßenkampfe von 1820 tritt er als Oberst eines Gauchos-Regiments zum ersten Male auf die politische Schaubühne der südamerikanischen Republiken. Unter der Dictatur des föderalistischen Dorrego wurde er General und an die Spitze des Landgebiets gestellt. Nach Beendigung der Revolution, welche Dorrego's Regiment stürzte, wurde er Gouverneur von Buenos Ayres.

Elpis Melena schildert den Character und die Regierung dieses schrecklichen Mannes in folgender Weise:

„Rosas begann, als er das Gouvernement übernommen hatte, wie fast alle Despoten, mit Verstellung, mit Verheimlichung seiner eigentlichen Absichten. Dank der föderalistischen Partei war er emporgekommen, und er nahm anfangs die Miene an, als wolle er seine Schuld gegen die Fraktion abtragen. In der That aber benutzte er dieselbe nur, um die Reste der Gegenpartei, die sich in benachbarte Distrikte geflüchtet hatten, vollends niederzuwerfen. Kaum war das geschehen, so warf er die Maske ab. Er gerirte sich als vollendeter Tyrann. Er strebte nur nach der Befestigung und Vermehrung seiner Macht, nach der Beherrschung der feindlichen Staaten der Union. Die föderalistische Partei hatte er nur als Mittel benutzt, sich die Alleinherrschaft zu verschaffen, und, als er sich dieselbe verschafft hatte, war er factisch der schlimmste Unitarier, den es geben konnte. Die Centralisationsidee, welche in der Stadt Buenos Ayres längst zu Hause war, erschien von nun in dem Gaucho-Häuptling Rosas carikirt und verkörpert. Er suchte Alles in seine Hand zu bringen, er mischte sich in jeden Streit innerhalb der Republiken des La Plata, um seinen Einfluß zu mehren.“

„Wehe dem, der dem Dictator von Buenos Ayres in den Weg trat, oder nur dessen Eifersucht rege machte. Mochte er der unitarischen, mochte er der föderalistischen Fraction angehören, der Haß Don Juan Manuels verfolgte ihn bis zur Vernichtung. Seine Freunde durch

ihr Interesse immer fester an sich kettend, unterdrückte der Dictator seine Gegner durch den Schrecken. Gegner schien ihm Jeder, der sein Anrecht auf absolute Gewalt anzweifelte.

„Meuchelmord, Füsilladen und Güter-Confiscationen waren es überhaupt, wodurch sich Rosas in seiner Herrschaft zu befestigen suchte. Es ging eine Furcht vor ihm her, welche den Mangel an Achtung verdeckte. Roh von Sitten, gemeinen Genüssen fröhnend, die Bildung verachtend, konnte er bei dem besseren Theile der Bevölkerung keine Sympathie finden, aber er wußte dieselbe, gestützt auf die niedrigsten Klassen, und auf den großen Haufen der Gauchos zu schrecken. Dazu war ihm vor allen Dingen eine Gesellschaft, ein Bund behülflich, der nach der Art des Freimaurerordens direct zum Schutze seines absolutistischen Systems gestiftet war. Diese Gesellschaft Mashorca (Mashorqueros) bestand aus dem rohesten Gesindel, ihre Aufgabe war, Spionen- und Schergendienste zu verrichten. Ihre Mitglieder lauerten auf die an öffentlichen Orten geführten Gespräche, schlichen sich ein in die Familien und denuncirten die dem Dictator feindlich Gesinnten. Rosas nahm an ihnen seine Rache, ohne irgend eine gesetzliche Form zu beobachten; meist wurden die Mashorgueros den Unglücklichen auf den Leib gehetzt; diese versahen das Henkerhandwerk zuweilen auf offener Straße, öfters durch nächtlichen Ueberfall mit einer Kaltblütigkeit, als wenn es sich um die

Tödtung der Stiere in den Pampas handle. Und Rosas nahm seine Rache gründlich, gewöhnlich mit raffinirter Grausamkeit; er übte sie nicht nur an den ihm feindlichen Männern, er dehnte sie aus auf die Frauen, auf die Familien jener. Es scheint, daß er sich in der Rolle eines von Allen gefürchteten Nero förmlich gefiel. Köpfe seiner Feinde bewahrte er in Spiritus auf; aus den Häuten derselben ließ er sich Riemenzeug für seine Reitpferde machen, und zeigte solche grausenerregende Trophäen denen, die ihn besuchten."

„Im Jahre 1847 hatte es Rosas bereits dahin gebracht, daß Alles in seiner Hand oder in der seiner Creaturen war. Die gesetzgebende Gewalt von Buenos-Ayres hatte sich ihrer Macht entäußert und sie ihm übertragen; die Armee, in welche er eine Menge Neger eingeschoben hatte, gehorchte ihm unbedingt; an die Spitze der Geistlichkeit hatte er einen schwachen und servilen Greis gestellt; die Leitung des öffentlichen Unterrichts den Jesuiten übertragen und in den meisten Staaten der Union waren die wichtigsten Aemter von seinen Anhängern und Günstlingen besetzt." *)

Dies war der Mann, welcher die Entsagung Oribe's für nichtig erklärte, froh, darin einen Grund zu finden, sich in die inneren Angelegenheiten von Urugay zu mischen. Leider begünstigten ihn der Zufall und das Glück. Die

*) Elpis Melena, Denkwürdigkeiten. S. 208. II. Bd.

diplomatische Verwickelung mit Frankreich, in Folge derselben mehrere Jahre hindurch der Hafen von Buenos-Ayres occupirt und eine französische Flotille im Hafen von Montevideo stationirt war, löste sich durch eine Veränderung des Ministeriums in Paris. Am 29. October 1840 wurde zwischen Frankreich und Rosas' Friede geschlossen. Die Republick Urugay blieb sich selbst und ihrer eigenen Kraftentwickelung überlassen. Auch das Kriegsglück wechselte. Rosas, in der mörderischen Schlacht bei Payo Largo geschlagen, blieb Sieger in dem Treffen bei Cajancha. Im Jahr 1842 betraten die feindlichen Truppen den Boden der emporblühenden Banda Oriental, und Oribe erschien zu Lande vor den Mauern von Montevideo, um die Stadt zu belagern, während Rosas' Flotte den Hafen blockirte. Die Vertheidigung der Stadt leiteten der General Paz, der Kriegsminister Pachecco und Josef Garibaldi. Eine französisch-englische Intervention befreite bekanntlich den Hafen von der Blockade, während die Belagerung von der Landseite fortdauerte. In diesem Zustande — Kampf vor den Mauern Montevideo's, Mediationsversuche der Westmächte, während die Armee Montevideo's wieder siegreich war und wieder geschlagen wurde, Intriguen der brasilianischen Regierung, bis endlich durch eine neue Interventation der Westmächte die Republik Urugnay wiederhergestellt wurde — blieben die Dinge mehrere Jahre hindurch.

Mitten in diese politischen Verwickelungen und Kämpfe

trat der **italienische** Flüchtling als Kämpfer für die Republik **Rio Grande** auf. Die Provinz Rio Grande da Sul hatte sich im Jahre 1834 von der brasilianischen Regierung losgerissen und unter Führung des Benito Gonzalez de Silva die Republik proklamirt. Seine ersten Kämpfe bestanden in einer Reihe von gefährlichen Abenteuern und Gefechten zur See. Der Wegnahme einer kaffeebeladenen Brigg auf der Höhe von Isola grande folgte ein Gefecht mit zwei Fahrzeugen von Montevideo, in denen Garibaldi zwar Sieger blieb, aber von einer Kugel am Halse verwundet wurde, welche zwischen dem Halswirbelbein und dem Schlunde durchgefahren war und im Halse stecken blieb. Dann Gefangenschaft, Flucht und wiederum Gefangennahme in Gualeguai und Rajada. Nach Wiedererlangung seiner Freiheit reiste er nach Montevideo und begab sich von dort mit seinem Freunde Rosetti, den er in der Hauptstadt von Uruguay wieder traf, wieder in die Republik Rio Grande, wo er von dem Präsidenten Benito Gonzalez in der schmeichelhaftesten und ehrenvollsten Weise empfangen wurde. Die nächste Zeit verging mit Kämpfen und Gefechten zur See und zu Lande. Er führte den kleinen Krieg nicht blos auf den Gewässern der Lagune, sondern machte aus seinen Leuten sofort eine Kavallerie, wenn er das Land betrat, indem er sich der Pferde bemächtigte, die er dort vorfand. „Die Mannschaft, die ich führte," äußerte er sich, „eine wahrhaft cosmopolitische Bande, bestand aus In-

dividuen aller Farben und aller Nationen. Ich behandelte sie, unbekannt, wie ich damals war, mit den Schwächen der menschlichen Natur, mit einer vielleicht übertriebenen Güte. Es fehlte ihnen nicht an Muth und das erschien mir hinreichend.*) Eine besonders interessante Episode in diesen Kämpfen bildet ein Ueberfall, wo Garibaldi in einem Gebäude sich mit nur Dreizehn von seinen Leuten sechs Stunden lang siegreich gegen den brasilianischen Oberst Moringue an der Spitze von hundertundfünfzig Mann vertheidigte.

Auf der Expedition nach Santa Catarina, einer brasilianischen Provinz, die sich gegen die kaiserliche Regierung erhob, erlitt Garibaldi mit seinem Fahrzeuge Schiffbruch, während das zweite Schiff, aus denen die Expedition bestand, den Sturm überwand. Mit vierzehn von seiner Mannschaft erreichte er das Ufer, sechzehn kamen in den Wellen um, unter ihnen sein liebster Freund, Luigi Carniglia, welcher ihn gepflegt hatte, als er bei dem ersten Seegefecht durch eine feindliche Kugel am Halse verwundet war, und von dem er sagt: „Hoch und edel war die Seele dieses Menschen, hoch und edel, um überall und zu jeder Zeit die Ehre des italienischen Namens zu rechtfertigen, — hoch und edel, um dem Sturme zu trotzen, und die Gefahr zu bekämpfen, — hoch und edel in der Liebe zu seinem Freunde, den er

*) Elpis Melena, Denkwürdigkeiten, S. 56.

schützte, pflegte und bewachte wie sein Kind.“ Luigi Carniglia hatte sich, um nicht von den Sturzwellen fortgespült zu werden, am Steuerruder festgebunden. Er hatte sich dabei in seinen eigenen Kleidern verfangen, so daß es ihm unmöglich wurde, sich aufrecht zu erhalten. Garibaldi befand sich bereits im Wasser, um schwimmend die Küste zu erreichen. Er schwamm wieder an das Wrack heran, klettterte hinauf und zerschnitt mit einem kleinen Messer Luigi's Kleidungsstücke. Da kam eine gewaltige Welle, stürzte über das Wrack und riß Beide hinweg. Als Garibaldi, zuerst betäubt von dem Schlage und dem erstickenden Strudel der Woge, wieder auf die Oberfläche des Meeres kam, war Luigi in der Tiefe versunken.

Santa Catarina hatte sich bereits erhoben und die Republik proclamirt. Eine republikanische Regierung wurde eingesetzt, und die Mannschaft der beiden Kreuzer kam gerade noch zu rechter Zeit, um an der Verfolgung der brasilianischen Truppen Theil zu nehmen.

In diese Zeit der Expedition nach San Catarina fällt die Episode von Garibaldi's Liebe zu Anita, seiner hochherzigen Gattin, welche ihn auf allen späteren Kriegszügen begleitete und auf dem Rückzuge von Rom ein so trauriges Ende in der Nähe von Ravenna fand. Möge sie mit des Generals eigenen Worten hier erzählt werden: „Nach dem Verluste Luigi's, Odoardo's und meiner übrigen Genossen,“ sagt er in der Aufzeichnung seiner Denk-

würdigkeiten, „war ich in vollständiger Isolirung zurück geblieben, und es kam mir vor, als stände ich in der Welt allein da. Von allen jenen Jugend- und Herzensfreunden war mir Keiner geblieben, und die Freundschaft meiner neuen Genossen war zu jung, um innig zu sein, wenn gleich sie mir wackere und treue Gefährten gewesen sind. Rosetti war mir lieb wie ein Bruder, aber es war mir nicht vergönnt, ihn häufig zu sehn. Ich bedurfte einer Seele, die ich liebte, und ohne welche die Existenz mir unerträglich zu werden drohte.

„Was ich suchte, was ich bedurfte, war ein Weib!"

„Versunken in solche Betrachtungen ging ich einst auf dem Verdecke eines Schiffes auf und nieder und warf zufällig meine Blicke auf die Häusergruppen, welche die Ostseite des Eingangs der Lagune schmückten; unweit des Ufers sah ich deutlich ein junges Mädchen stehn. Ich befahl, mich in einem Boote ans Land zu bringen, stieg aus, und eilte auf die Häuser zu, wo der Gegenstand meiner Aufmerksamkeit weilen mußte. Es war mir unmöglich, das Mädchen zu finden. Zufällig begegnete ich einem Manne aus dem Oertchen, den ich seit unserer Ankunft kannte. Er lud mich ein, in seinem Hause eine Tasse Kaffee zu trinken, und ich nahm seine Einladung an. Das Erste, dessen ich bei dem Eintritt in das Haus gewahr wurde, war das gesuchte Mädchen, dessen Anblick mich von meinem Schiffe ans Land gezogen hatte. „Du mußt die Meinige werden," sagte ich ihr, sie be-

grüßend — und damit hatte ich ein Band geknüpft, das nur der Tod noch lösen konnte! Ich hatte einen verborgenen Schatz gefunden, aber einen Schatz von unglaublichem Werthe! Wenn Schuld darin war, so trage ich sie ausschließlich, und allerdings, ich hatte Schuld — denn die Liebe, mit der sich unsere Herzen damals fanden, brach das Herz eines armen Unschuldigen, welcher größere Rechte hatte, als ich! — Anita ist todt, — und er ist gerächt! —"

„Als ich dort an der Mündung des Eridaus, in der Hoffnung, die Theure dem Tode zu entreißen, sie in meine Arme schloß, — da fühlte ich die ganze Größe meiner Schuld. Ich weinte Thränen der Verzweiflung, und irrte allein und verlassen durch die Welt! Gott, du Schützer der Unschuld, vergieb mir und beschütze die Kinder der Dulderin und des Verbannten! — Ihr aber, meine Kinder, wenn man dereinst nach euren Eltern fragen wird, so antwortet: „Wir sind Waisen um Italiens willen! Aber liebt Italien; denn es ist ja unglücklich!""*)

In einem blutigen Gefecht mit einem brasilianischen Kriegsfahrzeuge focht Anita bald darauf an der Seite ihres Gatten. Verschmähend, sich ans Land setzen zu lassen, nahm sie, das Gewehr in der Hand, an dem

*) Elpis Melena, Denkwürdigkeiten Garibaldi's I. Bd., S. 84, 85.



glorreichen Kampfe Theil. In einem zweiten Gefecht, das das Schiff Garibaldi's mit zweiundzwanzig brasilianischen Fahrzeugen allein zu bestehen hatte, feuerte Anita den ersten Kanonenschuß ab, die erschrockene Mannschaft durch ihren Zuruf zum Kampfe anfeuernd. Bei diesem kurzen, aber furchtbaren Kampfe blieb Garibaldi von sämmtlichen Offizieren seiner Flotille allein am Leben. Seine Schiffe verbrennend, begab er sich nun mit der kleinen Schaar seiner Mannschaft, welche diese Kämpfe überlebt hatte, ans Land, um sich nach dem Hauptquartier am Rio Grande zurückzuziehen. „In den vielen Stürmen meines Lebens hat es mir nicht an schönen Momenten gefehlt", sagt Garibaldi bei Erzählung dieses Zuges. „Ein solcher war es, als ich an der Spitze einer kleinen Schaar von Leuten, die mir nach so vielen Kämpfen übrig geblieben waren, und welche mit Recht den Namen von Helden verdienten, zur Seite meiner theuren Anita reitend, die der Bewunderung der ganzen Welt würdig gewesen wäre, — einer neuen Laufbahn entgegen ging, welche fast verlockender für mich war, als das Seeleben."

„Was kümmerte es mich, keine andern Kleider zu besitzen, als die ich auf dem Leibe trug? Was kümmerte es mich, einer armen Republik zu dienen, welche Niemand bezahlen konnte? Ich hatte nichts, als meinen Säbel und meinen Carabiner, welchen ich an meinen Sattelknopf hing. Mein Schatz war meine Anita, die

nicht weniger als ich für die heilige Sache der Völker erglühte.“*)

Die Schlacht am Taquari gehörte zu den wichtigsten Ereignissen in der Geschichte der südamerikanischen Republiken. Unter der Anführung des Präsidenten von Rio Grande, Benito Gonzalez, welcher alle Eigenschaften eines Gran Capitano hatte, außer dem Glück, focht die ganze Armee der jungen Republik gegen ein Corps der brasilianischen Truppen in der Stärke von 7000 Mann. Es war ein langer und blutiger Kampf. Das Knattern der Schüsse, das Knistern des durchbrechenden Gebüsches und das Lärmen der Kämpfenden verursachte ein wahrhaft höllisches Getöse im Walde, das durch den dichten Rauch, welcher Alles verhüllte, noch unheimlicher wurde. Am Abend lagen 500 Streiter der kleinen Armee von Rio Grande todt oder verwundet auf dem Platze; aber die feindliche Truppe eilte in wilder Flucht dem Flusse zu. Daß der Sieg nicht so benutzt wurde, wie er benutzt werden konnte, lag nur an der Schwerfälligkeit des Präsidenten Gonzalez, der seinem eigenen Glück nicht traute.

Auf einem einsamen Landgute eines Ansiedlers in der Umgegend von Mastarde, gebar in dieser Zeit die Gattin Garibaldi's ihren ersten Sohn, Menotti. Sein Name ist in den letzten Kämpfen in Italien auf dem

*) Ebendaselbst, S. 98.

Zuge zur Befreiung Siciliens, am Volturno und bei Aspromonte oft genannt worden. Es war am 6. September 1840. In jener Zeit starb auch Rosetti. Er starb im Kampfe, mit dem Säbel in der Hand, beim Sturz seines Pferdes. Er war Garibaldi's treuster und bester Freund während der Kämpfe in Südamerika. „Mein unvergleichlicher Rosetti," nennt ihn Garibaldi, „ein unersetzlicher Verlust." Mögen deshalb die Worte, mit denen der Freund bei Erzählung jenes Todes charakterisirt, hier einen Platz finden. „Rosetti war aus Genua gebürtig und von seinen Eltern für den Stand eines Geistlichen bestimmt. Aber aus Abneigung gegen diesen Stand ging er in die Fremde, und kam nach manchem Umherirren nach Rio Janeiro. Dort begann er einen Handel. Aber Rosetti war auch nicht zum Handelsmann geschaffen; er war der freigiebigste und verschwenderischste Mensch, den ich je gesehen. Es fehlte ihm nicht an der, einem Kaufmann nöthigen Einsicht, aber er war gutmüthig, sein Haus und seine Börse stand jedem Unglücklichen, zumal jedem Italiener offen. Er wartete nicht ab, bis ein Verbannter ihn aufsuchte, er suchte denselben selbst auf, sobald er von seiner Ankunft hörte. Konnte er nicht selbst helfen, so ließ er den Ankömmling bei sich warten, eilte zu seinen Freunden und rannte umher, bis er eine Geldsumme zusammengebracht hatte."

„In Rio Janeiro hatte ich Rosetti kennen gelernt,

und ein fester Bund der Freundschaft umschlang uns."

„Der Tod zerschnitt auch dies Band wie so manches andere."*)

Aber der Stern der Republik Rio Grande war im Sinken. Der größte Theil der kleinen Armee war in dem zwar siegreichen, aber blutigen Gefecht am Tarquaja und beim Sturm auf das Fort San José da Norte aufgerieben worden. Die Bedürfnisse wurden größer und die Möglichkeit sie zu befriedigen, geringer. Den Rest demoralisirte die Noth und der Mangel an Kriegsglück. Aber der tapfere und brave Gonzalez, dem nur das Glück fehlte, wies alle Vergleichsvorschläge, welche ihm Seitens der Kaiserlichen Regierung gemacht wurden, zurück. Lieber entschloß er sich zum Rückzuge mitten durch die Schluchten und Wälder von La Santas. Es war mitten im Winter. Der Regen floß fast unaufhörlich. Die ganze Provision der kleinen Armee bestand aus Kühen, welche hinter den Truppen hergeschleppt wurden. Die Pfade waren steil und unwegsam, die Flüsse angeschwollen. Hungrig und durchnäßt mußte im Freien campirt werden. Sterbende Frauen mußten mit ihren Kindern zurückgelassen und dem Tode preisgegeben werden. An den schwierigsten Stellen des Waldes trug Garibaldi sein Kind, welches kaum drei Monate alt war, in einem Tuche, welches

*) Ebendas. I. Bd. S. 133. 134.

er um den Hals geknüpft hatte, es mit seinem Athem erwärmend. Die Pferde und Maulthiere stürzten, und fielen todt auf den unwegsamen Pfaden nieder. Neun Tage lang dauerte dieser Zug durch den Wald — Garibaldi schildert ihn mit den Worten: „es ist der Schrecklichste, dessen ich mich zu entsinnen weiß.“ — Noch zwei Wälder waren zu durchschreiten, dann kam man in Cruez alta und San Gabriel an, wo das Hauptquartier aufgeschlagen wurde.

Garibaldi's militairische Thätigkeit im Dienst der Republik Rio Grande schließt mit diesem Rückzuge. Er begab sich in Begleitung seiner Gattin aus San Gabriel nach Montevideo.

Ich kann diese kurze Skizze der Thaten des tapfern Streiters für die Republik Rio Grande unmöglich beendigen, ohne einen Rückblick auf die Art und Weise seiner Kriegsführung zu werfen. Die conservative Presse hat den General häufig mit dem Titel eines „Flibustiers und eines Räuberhauptmanns beehrt. Sie bezog diesen Titel besonders auf seine Kriegsführung in Südamerika. Garibaldi hat sich einmal über diese Erbärmlichkeit gegen Major v. Hoffstetter während der Belagerung Roms geäußert: „Man wagt es nicht,“ sagte er mit tiefer Entrüstung, „das Oberkommando in meine Hände zu legen, weil man mehr als französische Kugeln Noten fürchtet, in welchem dem Triumvirat vorgeworfen werden könnte, einen „Räuberhauptmann“, wie sie mich zu benennen

geruhen, an die Spitze gestellt haben, oder einen Korsaren, wie es ihnen beliebte, als ich die Eskadron auf dem La Plata commandirte. Es ist allerdings bequem, einen thatkräftigen und gefährlichen Feind so zu heißen, um der Beachtung aller völkerrechtlichen Gesetze gegen ihn enthoben zu sein. Aber man reise den La Plata auf und nieder, man wird hören, daß ich stets den Krieg regelmäßig führte, daß jeder Ungehorsam verpönt, jeder Raub mit dem Tode bestraft wurde. Aehnliche Ehrentitel geben sie mir in Tirol, obwohl ich piemontesischer General bin, und gerne wenn sie könnten, möchten sie mich auch hier zu einem Abellino stempeln. Die Herren der Regierung und der Constitutante wissen übrigens recht gut, daß ich dort, wie hier die strengste Mannszucht gehalten, wie sie sich während der Belagerung selbst überzeugt haben, und noch ferner überzeugen werden." Und wahrlich, seine Kriegsführung im Dienst der Republik Rio Grande war durchaus loyal! In jeder einzelnen Handlung derselben spiegelten sich seine Hochherzigkeit, seine wahrhaft humane Gesinnung sowohl, wie seine Unerschrockenheit und seine Tapferkeit wieder. Als er auf der Höhe der Isola grande die kaffeebeladene Brigg nahm, trat einer der Passagiere, ein Brasilianer, bittend zu ihm heran und bot ihm ein Schächtelchen mit drei kostbaren Brillanten zum Geschenk. Garibaldi schlug sie aus, und befahl sogleich, daß die Effekten der Mannschaften und Passagiere nicht angerührt werden

sollten. In seinen Denkwürdigkeiten fügt Garibaldi der Erzählung dieser Angelegenheit die Worte hinzu: „Ein Verfahren, das ich auch bei spätern ähnlichen Gelegenheiten beobachtet habe, indem ich stets meinen Befehlen Geltung zu verschaffen wußte.“ Während meiner Anwesenheit in Neapel nahmen die Garibaldiner eine Summe von Einer und einer halben Million von Piastern weg, welche ein Agent Franz des Zweiten gerade im Begriff war, seinem entflohenen Herrn zur See nach Gaeta nachzuschicken. Die Summe wurde auf das Stadthaus gebracht und die Vertreter der Commune boten sie dem Dictator, der vor ungefähr acht Tagen in Neapel eingezogen war, als ein persönliches Geschenk.

Garibaldi schlug die Summe natürlich aus, aber die Verweigerung einer Million von Seiten eines Mannes, der selbst arm war, war für die Neapolitaner, welche an die Ausbeutung und den Diebstahl ihrer Beamten vom ersten Minister bis zum untersten Polizisten gewöhnt waren, etwas so Unglaubliches und Ungewöhnliches, daß die Thatsache mir an demselben Tage wenigstens zwanzigmal von ganz unbekannten Personen auf der Straße erzählt wurde. Ein armer Mann schlägt eine Million aus! Als der Stern der Republik Rio Grande zu erbleichen anfing, gelang es der Brasilianischen Regierung, mehrere Ortschaften in Santa Catarina gegen die Autorität der Republik aufzuwiegeln. Unter anderen war die Ortschaft Imeren, die an der

tiefsten Bucht der Lagune liegt, abgefallen. General Canaberro ertheilte Garibaldi den Befehl, den Ort wieder zu nehmen und ihm zur Strafe der Plünderung Preis zu geben. Die Garnison wurde sehr bald aus dem Orte hinausgeworfen und die Truppen der Republik Rio Grande waren Herren von Imeren.

„Ich wünsche es mir und Jedem, der noch nicht Mensch zu sein aufgehört hat", sagt Garibaldi von diesen Ereignissen,*) „daß er nie in die Lage kommen möge, zu einer Plünderung beordert zu werden. Wie lebhaft und treu auch die Beschreibungen solcher Gräuel sein mögen, so ist es doch ganz unmöglich, ihre ganze Abscheulichkeit und Gemeinheit zu schildern."

„Nie in meinem Leben habe ich einen so reuevollen Tag gehabt! Gott bewahre mich vor einem zweiten! — Ich that Alles, was irgend in meinen Kräften stand, um die Gewaltthätigkeiten gegen Personen zu verhindern, und ich glaube, daß es mir zuletzt gelungen ist; doch in Betreff des Eigenthums war ich nicht im Stande, die unheilvollste Verwüstung und Plünderung zu hemmen. Nichts vermochte die Autorität des Commando's auf die von mir und meinen wenigen Offizieren verhängten Strafen gegen die entfesselte Raublust. Nichts vermochte die Drohung, daß der Feind in verdoppelter Stärke wiederkehren und unter den zügellosen und

*) Elpis Melena, Denkwürdigkeiten, Bd. I., S. 91 u. 92.

trunkenen Plünderern ein furchtbares Gemetzel anrichten werde. Diese Vorhersagung erfüllte sich nach einer Seite hin bald buchstäblich, denn da das Oertchen trotz seiner Kleinheit unglücklicherweise enorme Vorräthe von geistigen Getränken hatte, so war die Trunkenheit in kurzer Zeit eine allgemeine. Dazu kam noch, daß die mit mir gelandete Mannschaft aus neuangeworbenen Leuten bestand, die ich gar nicht kannte, und die von Zucht und Ordnung nichts wußten. Endlich — aber nur nach vielen Drohungen, Stößen und Hieben — kam es zur Wiedereinschiffung der bestialischen Bande, und reichlich versehen mit Lebensmitteln und Branntwein für die Division, kehrten wir nach der Lagune zurück."

Ich werde den Diplomaten und Vertretern der conservativen Presse und conservativen Partei, welche den edelmüthigen Mann einen „Flibustier" und einen „Räuber" nennen, jetzt als Gegenstück zu dieser Handlungsweise Garibaldi's eine That eines der Ihrigen erzählen, des Generals Schmidt, welcher mit den Truppen des Statthalters Christi auf Erden die Stadt Perugia stürmte. Ich habe sie von einigen Deserteuren der Armee Lamoricière's erfahren, welche damals in der von Schmidt commandirten Abtheilung der römischen Armee dienten. Ich traf sie in der Citadelle von Siena. Sie waren selbst bei der Erstürmung von Perugia zugegen gewesen, waren also Augenzeugen.

Als die Stadt genommen war, sagte Oberst Schmidt zu seinen Offizieren: „Nun muß ich auch meinen Jungens hier einige Stunden den Willen lassen.“ Die Soldaten zerstreuten sich dann in die Straßen der eroberten Stadt und dieselbe wurde zwei Stunden allen Gräueln der Plünderung Preis gegeben. „Es sind Menschen eine Treppe hoch von den Soldaten, um sich ein Vergnügen zu machen, aus den Fenstern geworfen,“ sagte Einer von den Deserteuren, „man hat sie unten mit dem Bajonette aufgespießt, man hat die Kleider der Unglücklichen mit Spiritus getränkt und sie sodann angezündet. Kinder sind in Stücken gehauen, Frauen und Mädchen geschändet worden. . . . .“

„Waren Irländer oder Italiener unter der Sturmcompagnie?“ unterbrach ich den Erzähler.

„Nein,“ erwiderte er, „es waren Deutsche, wenige von ihnen waren Schweizer.“

Ich sah ihn an. Er verstand meine Frage, welche ich nicht aussprach und erröthete.

„Oberst Schmidt,“ fuhr er nach einiger Zeit fort, „ist nach der Einnahme von Perugia zum General in der päpstlichen Armee befördert worden. General Lamoricière hat ihn indeß, da er ein nichts weniger, wie fähiger Offizier ist, zum Gouverneur von Perugia ernannt. Aber niemals werden die Bürger von Perugia jenen Tag des Schreckens und namenloser Gräuel vergessen.“

Oberst Schmidt und Garibaldi, welcher Contrast! Und der Eine war General des Statthalters Christi auf Erden, der Andere der Kämpfer der Republik Rio Grande, welche sich von der depravirenden und despotischen brasilianischen Regierung losriß. Und den hochherzigen Kämpfer von Rio Grande, dessen schmerzliche und reuevolle Worte ich soeben über die Plünderung von Imeren mitgetheilt habe, nennt man einen Räuber, während das Haupt der Christenheit den verächtlichen Mörder der unglücklichen Bürger von Perugia zum Lohn für die namenlosen Gräuel, denen er die unglückliche Stadt unterwarf, zum General ernannte! Und wiederholen sich dieselben Contraste nicht noch heute alle Tage — in Rom? Unter dem Schutze der päpstlichen Tiara und der französischen Fahne, der Fahne der Freiheit und der Civilisation, dingt ein halb blödsinniger König, den seine eigenen und die Verbrechen seiner Vorfahren aus seinem Reiche vertrieb, Banditenbanden, um die Hütten und die Felder armer Bauern zu verbrennen und zu berauben und die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts mit namenlosen Gräueln zu beschmutzen. Und diesem blutbedeckten, halb blödsinnigen König schenkte der deutsche Adel, als ein Zeichen seiner Hochachtung und Verehrung, einen silbernen Ehrenschild, während seine Organe den hochherzigen Kämpfer von Rio Grande, welcher in Calabrien einen Soldaten erschießen ließ, weil er eine Traube aus einem Weinberge

gestohlen hatte, einen „Flibustier Häuptling" nennen! Aber die ewigen Gesetze der Vernunft, der Moral und der Ehre lassen sich trotz alledem nicht verrücken; sie sind ebenso unwandelbar, wie das Urtheil der Völker und der Richterspruch der Geschichte. Während dem Namen des Mordbrenners von Perugia und des „Re Bombino" schon jetzt das unauslöschliche Brandmal der Schande aufgedrückt ist, nennen die Völker in der alten und neuen Welt Garibaldi's Namen unter den ersten und gefeiertsten, welche die Geschichte jemals in ihren Annalen verzeichnet hat!

Zur Zeit, als Garibaldi in Montevideo ankam, waren die innern Zerwürfnisse zwischen den südamerikanischen Republiken, von denen vorher schon eine kurze Skizze gegeben ist, zu dem Vernichtungskampfe gediehen, welchen Rosas, als Dictator der Republik Buenos-Ayres gegen die Unitarier und gegen die Republik Uruguay führte. Rosas kämpfte mit der Banda Oviental um die Suprematie am La-Plata. Darin lag der Schwerpunkt und Preis des Kampfes; der abgesetzte und zu Rosas geflohene Präsident Oribe diente nur als Vorwand und als Veranlassung des Vernichtungskrieges. Die Provinz Corrientes, zweihundert Miglien aufwärts am Parana, hatte sich mit Uruguay gegen Rosas verbunden. Oribe hatte den Parana mit seiner Armee bereits überschritten und stand

diesseits des Stromes in Entre-Rios. Rosas griff die Provinz Corrientes an.

Garibaldi's erster Auftrag, den er von der Regierung von Uruguay erhielt, war sehr gefährlicher und schwieriger Natur. Er sollte als Anführer eines kleinen Kriegsgeschwaders, einer Corvette von 18 Kanonen, einer Brigantine ebenfalls von 18 Kanonen und eines Transportschiffes, nach Corrientes gehen, um ihr in den Kriegsoperationen gegen Rosas beizustehen. Um sich mit der Armee von Corrientes zu vereinigen, mußte er den Parana sechshundert Miglien hinaufschiffen, ohne irgend landen zu können, außer an Inseln oder Steppen. Aber an der Stelle, wo die beiden Ströme Parana und Uruguay sich mit einander vereinigen, liegt eine Insel, Martin Garcia. Diese Insel war von Rosas befestigt. An den Batterien derselben mußte das Geschwader, da die, die Insel umgebenden Kanäle für größere Fahrzeuge nicht schiffbar sind, ganz in der Nähe vorüber.

Mit Verlust einiger Todten und Verwundeten gelang es dem Geschwader, an der gefährlichen Insel vorbei zu kommen. Eine Kanonenkugel riß einem Offizier Garibaldi's, Pocaroba, einem Italiener, den Kopf weg.

Drei Miglien hinter Garcia traf das kleine Geschwader ein Unfall, welcher dessen vollständige Vernichtung hätte zur Folge haben können. Die Corvette

gerieth auf den Sand. Um sie wieder flott zu machen, wurden die schweren Kanonen desselben an Bord des Transportschiffes geschafft. Da erschien plötzlich die feindliche Flotte mit sieben Kriegsschiffen in Sicht, und griff die kleine Flotille an. Die Lage derselben war äußerst gefährlich. Zwei Schiffe momentan kampfunfähig, nur ein Schiff, die Brigantine von 18 Kanonen, zur Abwehr des Angriffs bereit. „Mein Gemüth ist nicht zur Verzweiflung geneigt," sagt Garibaldi, als er diese gefahrvolle Situation schildert, „mir ist diese Empfindung nie bekannt geworden, aber daß meine Lage eine peinliche und gefahrvolle war, wird Jeder leicht ermessen können. Es handelte sich nur um das Leben, an welchem mir in jenen Momenten wenig gelegen, aber auch kämpfend und sterbend war es schwer, die Ehre zu retten, da es in unserer Lage so gut wie unmöglich war, sich auf einen Kampf einzulassen. Aber auch diesmal hielt die Vorsehung ihre Hand schützend über mein Geschick, und das genügte." *)

Das feindliche Admiralschiff lief nämlich während des Angriffs ebenfalls auf den Sand, und ein dichter Nebel erhob sich, und verhüllte die ganze Gegend, während der Wind sich drehte und den Paranastrom aufwärts blies. Umhüllt von den schützenden Wolken des Nebels und begünstigt vom Winde, gelang es dem

---

*) Elpis Melena, Denkwürdigkeiten, Bd. I., S. 148.

kleinen Geschwader, nachdem die Corvette wieder flott geworden war, den feindlichen Kriegsschiffen zu entfliehen. Es gelangte glücklich in den Eingang des Parana, während es von der feindlichen Flotte in den Uruguay aufwärts verfolgt wurde. „Ich war mir völlig der Schwierigkeiten meines Unternehmens bewußt, und glaube, daß es das größte meines Lebens gewesen ist," sagt Garibaldi bei Erzählung dieser wunderbaren Flucht. Der Befreier Italiens dachte, als er diese Worte niederschrieb, noch nicht an seinen kühnen Heldenzug zur Befreiung Siciliens.

Unter fortwährenden Kämpfen und Gefahren segelte das Geschwader nun den Parana hinauf. Es würde mehrmals gelandet, um frische Lebensmittel und Wasser einzunehmen. Bei dieser Gelegenheit kam es mit den Einwohnern und der wachsamen Cavallerie einige Male zu blutigen Gefechten, in denen Garibaldi einen seiner ausgezeichnetsten Offiziere, einen jungen Italiener Malburga de Loano, verlor. In Rajada, wo das Heer Oribe's stand, hatten die Schiffe wiederum einen heftigen Kampf mit den Strandbatterien zu bestehen. Wieder war der günstige Wind der rettende Helfer. Doch ohne Schaden gelang es dem Geschwader, an den feindlichen Batterien vorüber zu kommen, einige Miglien aufwärts eine neue Landung unter feindlichem Kanonenfeuer, um Lebensmittel einzunehmen. In Cerrito, einem befestigten Punkte, wiederum Gefecht mit

den Strandbatterien. Diesmal blies der Wind die Schiffe gerade ans Ufer. Eine Strecke von fast zwei Miglien mußte unter dem fortwährenden Feuer der Batterien zurückgelegt werden. Siegreich bestand die Eskadre der Republik Uruguay den Kampf. Alle feindlichen Feuerschlünde wurden zum Schweigen gebracht, mehrere Geschütze wurden demontirt und mehrere Kauffartheischiffe, welche sich unter den Schutz der feindlichen Batterien gestellt hatten, erbeutet. Bei Carallo fand die Vereinigung mit der Flotte von Corrientes glücklich statt. Sie bestand freilich nur aus zwei Schaluppen und einem kriegsgerüsteten Kutter.

Jetzt trat indeß ein Hinderniß ein, welches nicht zu überwältigen war, und welches doch beseitigt werden mußte, um nach Corrientes zu gelangen, — die unerhörte Seichtigkeit des Wassers. Seit einem halben Jahrhundert war der Parana nicht so seicht gewesen. Es war unmöglich, mit den Schiffen stromaufwärts zu gelangen. Und nun erschien der Feind mit seinen Kriegsschiffen zum Angriff, unter dem Commando des Generals Brown, der ersten maritimen Celebrität Südamerika's. Der Kampf dauerte einen ganzen Tag hindurch. Die Verluste waren sehr groß auf beiden Seiten. Zuerst fiel wiederum ein tapferer italienischer Offizier, Guiseppe Barzone. Die Schiffe der Escadre Garibaldi's wurden zu Wracks zusammengeschossen. Der Commandant der Brigantine wurde durch eine feindliche Kugel getödtet. In ihm

verlor Garibaldi seinen besten und tapfersten Offizier. Der Kampf war ein Kampf der Verzweiflung. „Wir kämpften," schreibt Garibaldi, „sechshundert Miglien von Montevideo entfernt, rings von Feinden umgeben, geschwächt, aber nicht entmuthigt durch Unglück, Entbehrung und Kämpfe, unseres Unterganges gewiß, während Vidal, der Premierminister der Republik, Dublonen zusammenscharrte, um in den Salons europäischer Hauptstädte glänzend figuriren zu können. Da haben wir die Ehre! So ist die Welt! Wofür vergossen so viel wackere Italiener ihr Blut, die durch das Unglück ihres Vaterlandes in diese fernen Gegenden verschlagen wurden? Weshalb ward Colombo in Fesseln gelegt; Castelli in Buenos-Ayres enthauptet, Borso di Carminati in Spanien erschossen? Den Dank für solche Sympathien empfingen wir vor deinen Mauern, o Rom, als dein nerviger Nacken das schmachvolle Joch hatte abschütteln wollen, das deine Kinder und Zöglinge, o Mutter der Nationen, dir aufgezwängt haben! . . . Freilich zitterten sie, als du deine Mähnen schütteltest, und nur durch Betrug, durch Zwietracht und durch das Bündniß der Völker mußtest Du fallen. Aber noch bist du groß, o Italien, und einst wird der Tag kommen, wo die hungrigen, aber feigherzigen Geier fortgescheucht werden, die an dir zehren."*)

*) Elpis Meleua, Denkwürdigkeiten, I. Bd. S. 157, 158.

Aber auch während des Dunkels der Nacht währte der Kampf. Während ein Theil der Mannschaft damit beschäftigt war, das Wasser aus den leckgewordenen Schiffen auszupumpen, neue Patronen anzufertigen, und Ankerketten zu zerstückeln, um aus dem Eisen derselben Kugeln zu gießen, rüstete Manuel Rodriguez, derselbe cataloniſche Offizier, der sich mit Garibaldi glücklich aus dem Schiffbruch von San-Catarina gerettet, einige kleine Handelsschiffe als Brander aus, und trieb sie, mit Brennstoffen versehen, in das feindliche Geschwader. Als der Morgen dämmerte, erfuhr Garibaldi eine neue Widerwärtigkeit, welche ihn, während er sich mit seiner Mannschaft zu einem neuen Kampf vorbereitete, betroffen hatte. Der Commandant der Flotille von Corrientes, welche wegen ihrer Leichtigkeit zum Flußdienst besonders tauglich war, war mit seinen Barken im Schutze des Dunkels der Nacht heimlich entflohen. Aber noch verlor der tapfere Commandeur der kleinen Flotte von Montevideo den Muth nicht. „Ich mußte kämpfen," sagt er, und sah nichts um mich, als Ermüdete und Erschöpfte, hörte nichts, als das Jammern von Verwundeten, welche kampfunfähig nach dem Hospital gebracht zu werden verlangten." Von einer Schiffspumpe herab sprach er Worte des Trostes und der Ermuthigung. Einstimmiger Schlachtruf erfolgte. Von Neuem begann der verzweifelte Kampf. Aber er war hoffnungslos. Pulver und Kugeln fingen an auszu-

gehen. Die Schiffe wurden immer schwächer und unsicherer. Mit der ganzen Front seiner Schiffe rückte der Feind heran. Es war unmöglich, die festgefahrnen Schiffe wieder flott zu machen. Die Rettung der Mannschaft war das Einzige, was noch übrig blieb. Verwundete, Waffen, Munition, Lebensmittel wurden in einige noch übrig gebliebene kleine Barken gebracht. Die Landung am Ufer gelang, und die brennenden Schiffe deckten den Rückzug. Hoch schlugen die Flammen aus den durchschossenen Wracks gen Himmel, da explodirte die Pulverkammer und unter entsetzlichen Gekrach wurden die Masten, die Trümmer der Schiffsrumpfe, die Todten in die Luft geschleudert, und bedeckten die Küste, während am Orte der Explosion der Fluß glatt wie ein Spiegel blieb. Zwischen Sümpfen und Inseln marschirend, während die ganze tägliche Ration aus einem kleinen Schiffszwieback bestand, gelangte die kleine Mannschaft unter Strapazen und Entbehrungen nach Esquina, dem Oertchen in Corrientes, wo sie eine gastfreie Aufnahme fand.

Am 6. December 1842 fand am Arroyo Grande die denkwürdige Schlacht statt, wo, um mich wieder der eignen Worte Garibaldi's zu bedienen, die Sache der Tyrannei siegte, und drei Völker unterlagen, welche für die heiligsten Rechte kämpften. Als Garibaldi mit seinen Truppen aus San-Francisco ankam, um zu dem Hauptheere zu stoßen, war die Schlacht in einer Ent-

fernung von 18 Miglien bereits an den Ufern des Arroyo Grande geschlagen worden. Da rief ein neuer Befehl aus San-Francisco den General auf seinem Marsche schleunigst zurück. Ohne den Grund jener Ordre zu kennen und ohne die geringste Kunde über die geschlagene Schlacht erhalten zu haben, schiffte er sich wieder ein. Bei seiner Rückkunft nach Francisco erhielt er vom Obersten Estiva die Nachricht: „Unser Heer hat eine Niederlage erlitten."

Montevideo ging einer langen Reihe von schweren Tagen entgegen. „Die Zeit zwischen der Schlacht am Arroyo Grande und dem Anfang der Belagerung von Montevideo," sagt Garibaldi in seinen Aufzeichnungen, „war eine Zeit verworrenen Brütens und Planmachens; es gab Nichts als Befürchtungen, Abfälle und Unentschlossenheiten, die freilich mehr von einzelnen Individuen, als von Parteien ausgingen; denn das Volk als Ganzes blieb fest und antwortete mit heroischer Energie auf den Ruf jener Wackeren, die, das Vaterland in Gefahr sehend, alle Bürger zu seiner Rettung aufforderten. In kurzer Zeit war ein neues Heer zu Stande gebracht, weniger zahlreich zwar und schlechter disciplinirt als das vorige, aber hoffnungsvoller und enthusiastischer und ganz durchdrungen von der Heiligkeit der zu verfechtenden Sache. Es galt die Sache der Nation, vor welcher Haß und Zwietracht verstummte. Der fremde Feind bedrohte das Gebiet der Republik, und

jeder Bürger eilte mit Waffen und Pferden unter das vaterländische Banner, um ihn zurückzutreiben. Jemehr die Gefahr wuchs, desto größer wurde die Gefahr und die Hingebung jenes großherzigen Volkes. Nicht eine Stimme erhob sich für Unterhandlung, für Nachgiebigkeit."*)

Die Sache Montevideo's war in jener Zeit eigentlich eine verzweifelte zu nennen. Die Landarmee der Republik war auf dem Schlachtfelde von Porto Arroyo gefallen; nur unbedeutende Reste waren übrig geblieben, welche auf dem Gebiete von Uruguay ohne Zusammenhang umherirrten; die Flotte gänzlich vernichtet, Waffen und Munition ausgegangen, der Staatsschatz leer; der Finanzminister — Vidal — eine ebenso unfähige, wie verrätherische Creatur, welche nur darauf bedacht war, soviel goldene Unzen, wie irgend möglich, zusammenzuscharren, um in einem günstigen Augenblicke mit seinem Schatze die Flucht zu ergreifen und sich nach Europa zu begeben. Und ohne Waffen, ohne Soldaten, ohne Flotte, ohne Geldmittel sollte die Stadt sich gegen zwei Heere vertheidigen, welche unter Anführung des wilden Rosas und des unerbittlichen Oribe heranzogen, um die Existenz der jungen Republik zu vernichten! Aber es geht den Völkern, wie den einzelnen Menschen. In einer verzweifelten Lage wird die Kraft riesengroß; der Schwache

*) S. Elpis Melena, Denkwürdigkeiten, S. 168. Bd. I.

wird ein Held; Egoismus, Eitelkeit, alle bösen Leidenschaften schwinden; es treten Männer hervor, an deren Muth, Befähigung bis jetzt Niemand gedacht hat, Alle sind nur von einem energischen Willen beseelt, das Vaterland zu schützen und vor dem Untergange zu retten — und dieser Wille siegt über alle Schwierigkeiten. Er schlägt die Armeen der Feinde, er schafft Waffen, Heere und Geld, er erobert Festungen und siegt in der Seeschlacht. Hoch flattert das Banner der Freiheit und der Unabhängigkeit des Vaterlandes, welches vor Kurzem im Staube zu liegen schien. Italien hat seit den letzten zwölf Jahren von einem so energischen Willen glänzende Proben gegeben. Venedig, die Befreiung der Lombardei die Vertheidigung Roms, die Befreiung Siciliens und Neapels — jede That ein glänzendes Epos, geschmückt mit den edelsten Tugenden und den seltensten Eigenschaften.

So auch in Montevideo. Die Nation erhob sich. General Paz, „der Mann der Siege," den Neid und Mißgunst bis jetzt vom Commando entfernt gehalten hatte, eilte nach Montevideo, um seinem bedrängten Vaterlande zu helfen. Oberst Pacheco, ein Mann von hohem Muth, von glänzender Tapferkeit und von einem enormen Organisationstalente, übernahm das Ministerium des Krieges, Garibaldi wurde mit der Organisation einer neuen Flotte beauftragt. Und was haben die Anstrengungen und das Organisationstalent dieser

drei Männer binnen Kurzem geleistet? „Der Mann der Siege“ schuf in wenigen Tagen aus Rekruten und und befreiten Schwarzen ein Heer, welches sieben Jahre hindurch das Bollwerk der Freiheit wurde; rings um die Stadt wurden an offenen Stellen eine lange Reihe von Befestigungswerken angelegt; Zeughäuser, Kanonengießereien, Montirungskammern stiegen, wie durch einen Zauber aus dem Boden; Garibaldi schuf eine Flotte aus Barken und aus dem Feinde weggenommenen Schiffen, und errichtete aus dem in Montevideo ansässigen Franzosen und Italienern eine Fremdenlegion, welche sich bei der Vertheidigung des Landes mit ewigen Ruhm bedeckt hat. Die Franzosen stellten über dritthalbtausend Kämpfer, die Italiener über siebenhundert Streiter, deren Herzen glühten, ihr neues Vaterland mit ihrem Leben zu schützen. Die Vertheidigung war in ihrer Organisation und der Anlage ihrer Befestigungslinien bereits fertig, als Oribe mit seinem Heere auf den benachbarten Höhen der Stadt ein Lager bezog — ein zweiter Coriolan, aber unerbittlich und erbarmungslos.

Garibaldi berief nun einen Mann nach Montevideo, der für die Vertheidigung der Stadt von großer Bedeutung geworden ist, einen Mann von großem Muth, von seltener Befähigung, und von großen militärischen und administrativen Talenten. Es war ein Italiener und hieß Anzani. Er hielt sich damals in Buenos-Ayres auf. Anzani ist eine zu bedeutende Persönlichkeit, um hier nicht einige

Blätter seiner Schilderung zu widmen. Auch gehört er zu den Männern, welche Garibaldi in Amerika am meisten geliebt hat. Schon dies würde ein hinreichender Grund sein, hier seine Charakteristik zu zeichnen. Als im Jahre 1848 sich das italienische Volk gegen die Herrschaft der Fremden erhob, segelte Anzani mit Garibaldi nach Europa, um für sein Vaterland zu streiten. Er sah die Heimath wieder, aber nicht, um für dieselbe zu streiten, sondern nur, um auf der geliebten, heimischen Erde den letzten Athemzug zu thun. Oberst Anzani trug den Keim der Schwindsucht in seiner Brust. Die Gemüthsbewegung, welche ihn beim Anblicke seines Vaterlandes überwältigte, tödtete ihn.

Zur Charakteristik Anzani's bediene ich mich am besten auch hier Garibaldi's eigener Schilderung*). „In San Gabriel," erzählt Garibaldi in seinen Denkwürdigkeiten, „hörte ich viel von einem italienischen Offizier erzählen, der, ein Exilirter, wie ich, in Frankreich und in Oporto gekämpft, und den jungen, südamerikanischen Republiken nun seine Dienste gewidmet hatte. Man erzählte vielfache Proben seines Muthes, seiner Kaltblüthigkeit und und seiner Körperkraft, unter andern aber folgende, welche mir die lebhafteste Bewunderung abnöthigte."

„Als Anzani nach Amerika kam, brachte er ein

---

*) Elpis Melena, Denkwürdigkeiten Garibaldi's, Bd. I., S. 180 ff.

Empfehlungsschreiben an ein Handlungshaus in einer Stadt Südamerika's, an die Herren N. in B. mit. Die Chefs dieses Hauses, Italiener, wie er, nahmen ihn gastlich auf, gewannen ihn lieb, und stellten ihn an in ihrem Geschäfte. Bald wurde er ihnen unentbehrlich; er versah das Amt des Kassirers, des Buchhalters, des Rathgebers, er war der gute Geist, der eigentliche Dirigent des Geschäfts."

„Wie es in südamerikanischen Handlungshäusern der Fall zu sein pflegt, so handelten die Herren N. mit einem bunten Allerlei, mit allem Möglichen, was nur Kaufmannswaare sein kann. Die Stadt aber, wo sie wohnten lag in der Nähe des Waldes, und es kam vor, daß auch Indianer — Bugero's — dort kauften oder verkauften."

„Der Häuptling eines solchen Indianerstammes war übrigens der Schrecken der kleinen Stadt geworden. Zwei Mal im Jahre pflegte er zu kommen, und, ohne daß die Bewohner ihm Widerstand entgegenzusetzen wagten, nach Belieben zu brandschatzen. Anfangs war er in Begleitung von zwei bis dreihundert der Seinigen erschienen, später mit hundert, dann mit fünfzig; als er aber die Furcht sah, die man vor ihm hegte, kam er mit einer schwächeren Begleitung, und zuletzt gewöhnlich allein. Der Schrecken, der ihm vorausging, blieb derselbe. Wenn der Ruf erscholl: „Der Häuptling der Mattos!" so wurden alle Fenster geschlossen und die Thüren verrammelt, die Straßen waren im Nu, wie ausgestorben.

Dem Häuptling kümmerte das wenig, vielleicht fühlte er sich dadurch geschmeichelt. Er pflegte sich eines oder das andere Haus auszusuchen, klopfte an der Thüre, die ihm zitternd geöffnet wurde, nahm mit sich, was ihm beliebte, und ging dann wieder davon, ohne daß man ihm ein Hinderniß in den Weg gelegt hätte.

„Anzani hatte von diesem Häuptling gehört, ihn aber noch nicht gesehen. Eines Tages, er war vielleicht zwei Monate in dem Geschäft, erscholl wieder der Ruf: „der Häuptling der Matto's!" Wie gewöhnlich schlossen sich rasch alle Thüren und Fenster."

Anzani war gerade allein zu Hause, beschäftigt, die Rechnungen der Woche abzuschließen; er fand in dem Rufe keinen Grund, sich stören zu lassen, und blieb also bei offenen Fenstern und Thüren ruhig hinter seinem Pulte sitzen."

„Der Indianer stand erstaunt vor diesem Hause still, das, inmitten der allgemein, durch seine Ankunft veranlaßten Bestürzung alle Spuren einer vollkommenen Sorglosigkeit der Bewohner trug. Er trat ein, und erblickte am Fensterpulte einen Menschen mit ruhiger Miene, der seine Rechnungen ordnete. Er blieb vor demselben stehen, und betrachtete ihn mit gekreuzten Armen, und mit sichtlichem Erstaunen."

„Anzani erhob den Kopf."

„„Was wünschen Sie, mein Freund!"" fragte er mit größter Höflichkeit den Indianer."

„„„Wie, was ich will?““ gegenfragte dieser.“ —

„„Nun ja,““ sagte Anzani, „„„wenn man in ein Magazin tritt, wünscht man doch etwas zu kaufen.“

„Der Indianer brach in ein Gelächter aus.“

„„Du kennst mich also nicht?““ fragte er Anzani.“ —

„Wie soll ich Dich kennen? Ich sehe Dich zum ersten Male.““ —

„„Ich bin der Häuptling der Matto's,““ erwiderte der Indianer, schlug die Arme auseinander, und vier Pistolen und ein Dolch, der in seinem Gürtel steckte, wurden sichtbar.“ —

„„Nun wohl, Häuptling der Matto's, was begehrst Du?““ fragte Anzani.“

„„Ich will etwas zu trinken haben!““ entgegnete der Andere.“ —

„„Und was willst Du trinken?““

„„Ein Glas Branntwein.““ —

„„Nichts einfacher als das; bezahle vorher, und ich werde Dir nachher dies Glas reichen!““ —

„Der Indianer fing abermals an zu lachen. Anzani runzelte die Stirn.“

„„Zum zweiten Male,““ sagte er, „„lachst Du, statt mir Antwort zu geben, mir ins Gesicht. Ich finde das nicht höflich, und warne Dich, — wenn es zum dritten Male passirt, so werfe ich Dich aus der Thüre!““

„Anzani hatte diese Worte mit solcher Bestimmtheit gesagt, daß jeder Andere, als ein Indianer, genau gewußt hätte, mit wem er es zu thun hatte. Der Indianer wußte es vielleicht auch, aber er nahm die Miene an, als wisse er es nicht.“ —

„„Ich habe Dir gesagt, Du sollst mir ein Glas Branntwein geben,““ wiederholte er, und stieß dabei mit dem Dolche auf das Pult.“ —

„„Und ich habe Dir gesagt, Du sollst erst bezahlen,““ wiederholte Anzani, „„wenn nicht, so bekommst Du Nichts.““ —

„Der Indianer warf einen wüthenden Blick auf Anzani; aber der Blick Anzani's begegnete dem seinigen. Er schlug die Augen nieder vor dieser entschlossenen Miene; er fühlte das Uebergewicht dieses Gegners, er war verlegen, und nach einigen Secunden der Verlegenheit beschloß er, sich erst Muth zu trinken.“ —

„„Es ist gut,““ sagte er, „„hier ist ein halber Piaster, schenk' ein.““ —

„„Es ist mein Geschäft, den Leuten einzuschenken, welche bezahlen,““ sagte Anzani, dem Indianer ein Glas Branntwein reichend.“

„Derselbe stürzte das Glas hinunter.“

„„Noch eins,““ rief er.“ —

„Anzani schenkte ein zweites ein.“

„Der Indianer leerte es wie das erste.“

„„Noch eins,““ sagte er.“ —

„So lange das Geld reichte, um die Zeche des Häuptlings zu decken, machte Anzani keine Bemerkung; sobald jener aber so viel Branntwein zu sich genommen hatte, als für das Geldstück gegeben werden konnte, hielt er an.“

„„Nun?““ fragte der Indianer.“

„Anzani rechnete ihm seine Zeche vor.“

„„Schenke ein,““ drängte der Wilde.“

„„Einschenken? — Kein Geld, kein Branntwein!““ sagte Anzani.“

„Der Häuptling hatte richtig gerechnet; die fünf oder sechs Gläser Branntwein hatten ihm den Muth wieder gegeben, der unter dem Löwenblicke Anzani's geschwunden war.“

„„Branntwein!““ schrie er, die Hand an eine seiner Pistolen legend, „„Branntwein oder ich tödte Dich!““ —

„Anzani, welcher leicht ahnte, daß die Scene damit enden würde, hatte sich bereits fertig gemacht. Er war ein Mann von fünf Fuß neun Zoll, von fabelhafter Körperstärke, von bewundernswerther Gelenkigkeit.“

„Er stützte seine rechte Hand auf das Pult, gab sich einen Schwung, sprang über das Pult hinweg, und ließ sich mit voller Wucht auf den Indianer fallen, mit seiner linken Hand den rechten Arm Jenes ergreifend, ehe derselbe Zeit hatte, sein Pistol abzufeuern.“

„Der Indianer konnte den Stoß nicht aushalten.

Er fiel rücklings nieder, Anzani auf ihn und setzte ihm das Knie auf die Brust. Mit seiner Linken die rechte Hand des Indianers zur Seite pressend, so daß die Waffe unschädlich wurde, riß er ihm mit der andern Hand Pistolen und Dolch aus dem Gürtel, und schleuderte sie in das Magazin. Dann wand er ihm die Pistole aus der Hand, ergriff sie beim Lauf, und bearbeitete ihm mit dem Schaft das Gesicht. Als er endlich meinte, der Indianer habe genug, stand er auf, schob ihn mit Fußtritten aus der Thüre, und rollte ihn bis zum vorüberfließenden Bache, in dem er ihn liegen ließ."

„Der Indianer hatte in der That genug. Er stand auf, und ließ sich nie wieder in San-Gabriel blicken."

„Anzani hatte unter dem angenommenen Namen Ferrari in Portugal gefochten, sich ausgezeichnet und den Rang eines Hauptmannes erworben. Er hatte in Portugal zwei schwere Wunden erhalten, die eine am Kopfe, die andere in der Brust. Die Kopfwunde war ein Säbelhieb, der den Schädel gespalten hatte. Die Brustwunde war ein Schuß durch die Lunge, der sechszehn Jahre später die Lungenschwindsucht herbeiführte. Wenn man aber mit Anzani redete und die Wunder der Tapferkeit pries, so lächelte er, und bemerkte: „„dieser Ferrari und er seien zwei verschiedene Leute."" —

„Was war natürlicher, als daß ich wünschte, die-

sen Mann kennen zu lernen! Man sagte mir in San-Gabriel, er sei auf einer Geschäftsreise, ungefähr zwölf Miglien weit entfernt. Ich bestieg mein Pferd, um ihn aufzusuchen."

„Am Ufer eines kleinen Baches fand ich einen Mann, mit entblößtem Oberkörper, der sein Hemd wusch. Ich sah es auf den ersten Blick, es war der, welchen ich suchte."

„Ich ritt auf ihn zu, ich nannte ihm meinen Namen, und streckte ihm meine Hand entgegen. Von dem Moment an waren wir Freunde."

„Er war damals nicht mehr in dem Handlungshause beschäftigt, sondern, wie ich, in den Dienst der Republik Rio Grande getreten. Er hatte die Infanterie der Division Juan Antonio's commandirt, übrigens auch, wie ich, diesen Dienst jetzt verlassen, und war auf dem Wege nach Salto."

„Wir verbrachten einem Tag zusammen, und versprachen uns beim Abschied, daß der Eine nichts Wichtiges mehr unternehmen solle, ohne den Andern davon in Kenntniß zu setzen."

„Zur Charakteristik dieses Mannes muß ich nur noch einen Zug erzählen. Anzani besaß nur ein Hemd, aber zwei Beinkleider. Ich war in Rücksicht auf Hemden ebenso arm als er, aber er war um ein Beinkleid reicher als ich. Wir schliefen die Nacht unter einem Dache, aber Anzani reiste vor Tagesanbruch ab, und zwar ohne

mich zu wecken. Als ich erwachte, fand ich das beste seiner Beinkleider auf meinem Bette.“

Ich werde nun von der Belagerung Montevideo's sprechen, von der Garibaldi sagt: Die Belagerung Montevideo's, wenn ausführlicher gekannt, wird zu den heldenmüthigsten Vertheidigungen eines Volkes zählen, welches mit Opfern aller Art für seine Unabhängigkeit gefochten. Sie beweist, welche Macht eine Nation besitzt, wenn sie entschlossen ist, sich nicht dem Willen eines Tyrannen zu beugen, und welches auch das fernere Schicksal der Stadt sein mag, sie verdient das Lob und Mitgefühl der ganzen Welt.

Die Befestigungswerke der Stadt waren eben beendigt, als sich das Heer Oribe's auf den benachbarten Höhen zeigte. General Paz stand an der Spitze der Truppen in der Hauptstadt; General Ribera hatte vor der Ankunft der feindlichen Armee an der Spitze der Cavallerie die Stadt verlassen, und draußen im Rücken des Feindes eine für denselben sehr gefährliche Stellung genommen. In der nun belagerten Stadt organisirte Garibaldi die italienische Legion, welche durch ihre Tapferkeit, durch ihre Ausdauer und durch ihre glänzenden Waffenthaten der Republik außerordentliche Dienste leistete und den italienischen Namen jenseits des Weltmeeres mit Ruhm bedeckte. Ueber den Geist und Charakter dieser Legion sagt Garibaldi in seiner anspruchslosen Weise: „Was man auch über den Geist dieser französischen und italie-

nischen Schaar gesagt hat, ein enthusiastischer Aufschwung bei dem Ruf „zu den Waffen“ und ein heroischer Eifer, das Land ihres Exils vor der Invasion des Feindes zu schützen, kann ihnen nicht abgesprochen werden. Wohl schlichen sich später auch manche Individuen ein, deren Zwecke ganz andere waren; immer aber leistete die Legion der bedrängten Stadt große Dienste. Die Franzosen, welche zahlreicher waren, und sich leicht von ihrem Thatendurst hinreißen ließen, stellten in kurzer Zeit nicht weniger als 2600 Mann — die Italiener nur 500 Mann. Obwohl diese Zahl gering erscheint in Verhältniß dazu, wie unsere Nation unter der Bevölkerung dieses Landes vertreten ist, so war sie doch viel größer, als ich bei der heutigen Erziehung meiner Landsleute zu erwarten berechtigt war; ihre Zahl vermehrte sich aber, und in der Folge stieg sie auf 700.“

Die erste glänzende Waffenthat führte Garibaldi mit der italienischen Legion auf der Expedition nach dem Cerro aus. General Banza, ein guter, aber bereits altersschwacher Soldat, der eigentlich die Expedition befehligte, war für einen Angriff auf den an Zahl weit überlegenen Feind nicht sehr eingenommen. Ohne Ziel und Resultat manövrirte er eine Zeit lang hin und her. Garibaldi gab sich alle mögliche Mühe, ihn für einen raschen und entschlossenen Angriff zu stimmen. Vergebens. Da fand sich glücklicherweise General Pacheco bei den Expeditionstruppen ein. Von ihm erlangte Garibaldi leicht den Be-

fehl, den Feind aus seiner sehr bedrohlichen Position herauszutreiben. Zwischen ihm und den feindlichen Truppen befand sich nur ein Graben. Der rechte Flügel der Legion eröffnete den Angriff. Er empfing von dem Feinde eine mörderische Salve. Viele stürzten verwundet zusammen. Aber unerschrocken rückte die Legion vorwärts und griff, ohne einen Schuß zu thun, mit dem Bajonette an. Währenddem drang auch der linke Flügel und das Centrum siegreich vor. Ehe eine Viertelstunde verstrichen war, hatten sich die feindlichen Truppen in wilder Flucht aufgelöst. Giacomo Minuto zeichnete sich vor allen Anderen bei diesem Angriff durch seinen Muth und seine Tapferkeit aus. Er gehörte zu den Tapferen, welche mit Garibaldi im J. 1848 nach der Erhebung Italiens über das Meer fuhr, um dem bedrängten Vaterlande beizustehen. Bei der Belagerung Roms focht er als Kavalleriecapitain. Von einer Kugel an der Brust verwundet, riß er sich bei der Kunde von dem Einmarsch der Franzosen den Verband von der Wunde, und hauchte seine tapfere Seele aus.

Als Anzani nach Montevideo kam, und nebst Mancini und Danuzio das Commando der Legion übernahm, wandte Garibaldi seine besondere Aufmerksamkeit und Sorge wieder der Flotille zu, welche er mit unermüdlichen Anstrengungen selbst erst geschaffen hatte. Auf der äußersten Linken der Vertheidigungslinie postirt, deckte sie die linke Flanke nicht nur vollständig, sondern bedrohte auch

die rechte Flanke des Feindes für den Fall, daß dieser eine aggressive Bewegung versuchte. Sie verband außerdem die wichtige Position des Cerro mit derjenigen der Isola della Libertad, und erleichterte und unterstützte dadurch alle Bewegungen, die gegen die rechte Flanke des Feindes, die Belagerer des Cerro, unternommen wurden.

Damals bestand die Flottille von Montevideo aus etwa siebzehn Schiffen, deren größtes eine Brigantine von siebzehn Kanonen und deren kleinste einige Wallfischfänger waren. Eine der interessantesten Expeditionen, welche Garibaldi mit dieser Flotille unternahm, war die Expedition nach dem Uruguay. Zu diesem Zwecke nahm die Flotille fünfhundert Mann Landungstruppen, von denen zweihundert aus den Reihen der italienischen Legion waren, an Bord. Der Zweck der Expedition war, sich der Insel Martin Garcia, der Stadt Colonia und einiger anderer Punkte, besonders des Salto zu bemächtigen, vermöge deren die Communication mit Brasilien wieder eröffnet werden konnte.

Zuerst wurde die Stadt Colonia von den Legionärs unter Führung Garibaldi's genommen. Die Stadt wurde bei der Gelegenheit von den feindlichen Truppen bevor sie dieselbe räumten, verbrannt. Die Insel Martin Garcia ergab sich ohne Widerstand.

Von außerordentlichem Vortheil für die Expedition war es, daß Garibaldi sich mit den Matrero's verband.

Garibaldi schildert diese sonderbaren und tapfern Menschen mit folgenden Worten*):

„Der Matrero ist der Typus eines unabhängigen Menschen. In jenem Theile Südamerika's beherrscht oft Einer von ihnen eine große Landesstrecke mit der Autorität eines Häuptlings. Er erhebt keine Steuern und Abgaben, aber er fordert und empfängt von den Bewohnern, was ihm zu seinem Wanderleben nöthig ist. Ein gutes Pferd ist ihm unentbehrlich. Seine Waffen, die gewöhnlich aus einem Karabiner, einer Pistole, einem Schwerte und aus einem Messer bestehen, sind seine unzertrennlichen Begleiter, und Gegenstände, ohne welche er nicht leben zu können glaubt. Der Ochs liefert ihm Alles; das Sattelzeug, den Mannador oder Riemen, mit welchem er sein Pferd auf der Weide anbindet, die zum Einfangen wilder Pferde unentbehrlichen „Bolas“ (Wurfkugeln), die Lazos oder Schlingen, welche fortwährend an der rechten Hüfte seines Pferdes hängen, und endlich das Fleisch, welches die einzige Nahrung des Matrero's ist.

„Wenn man bedenkt, daß das Messer beim Verfertigen dieser Gegenstände ihm unentbehrlich ist, so kann man sich vorstellen, wie hoch er es schätzt; auch bedient er sich desselben mit einer merkwürdigen Geschicklichkeit beim Verwunden und Halsabschneiden seiner Feinde.

---

*) Elpis Melena, Denkwürdigkeiten, Bd. II. S. 206.

„Der Matrero ist der Gaucho des Rio Grande, das heißt der „Monarco de la cuchilla“ (der Monarch des Messers), nur freier und unabhängiger, als jener. Er gehorcht den Obrigkeiten des Landes nur dann, wenn das Regierungssystem seiner Meinung und seinen Sympathien entspricht. Das Feld und der Wald sind seine Behausung und der Boden sein Bett. Mit Wenigem gibt er sich zufrieden. Wenn er sein Haus betritt, so findet er dort Eine, die ihn wirklich liebt und seine Mühseligkeiten und Gefahren mit einer Ausdauer und mit einer Seelenstärke mit ihm theilt, die der seinigen gleichkommt.

„Sivorinna war der erste Matrero, der sich meinen Truppen anschloß, aber er war nicht der Beste. Auf dem östlichen Ufer des Kanals „Inferno“ zwischen der Insel Martin Garcia und dem Continent bemächtigte er sich eines Bootes, indem er den Bootsmann die Pistole auf die Brust setze und ihn zwang, ihn nach der Insel zu bringen, wo er sich mir anbot. Ihm folgten mehrere Matrero's, und sie leisteten uns während der letzten Kriegsoperation große Dienste. Aber der Mann, dem ich besonderes Lob zollen muß, weil er mit der Kühnheit eines Matrero's den Biedersinn und die Kaltblütigkeit eines guten Hauptmannes vereinigte, war Juan de la Cruz Ledesma, von dem in dieser Erzählung noch öfter die Rede sein wird.

„Juan de la Cruz mit seinem schwarzen Kopfputz, mit seinen Adleraugen, seiner edlen Haltung und schönen Per-

sönlichkeit war ein treuer und unermüdlicher Begleiter auf dieser Uruguay-Expedition; er und Josef Mundell, gleich tapfer, aber von feinern Manieren, werden mir stets unvergeßlich bleiben."

Der Leser kann sich selbst sagen, von welchem Vortheil für die Expedition Garibaldi's Bündniß mit diesen Männern war. Er verschaffte sich dadurch besonders eine vortreffliche Cavallerie, ohne welche in jenen Bezirken wenig zu erreichen gewesen wäre. Bevor ich endlich in der Schilderung der Ereignisse auf dieser Expedition weiter gehe, will ich doch noch Garibaldi's Schilderung Joseph Mundells mittheilen.

„Joseph Mundell", erzählt Garibaldi, „war schon als Kind nach diesem Lande gekommen, und hatte sich mit den Einwohnern und Sitten derselben vertraut gemacht. Er besaß eine der schönsten Estancia's in dieser Gegend, und gehörte zu jenen Bevorzugten, die zum Herrschen geboren scheinen. Ohne besondere, persönliche Auszeichnung, war er doch von starker, unternehmender Natur und von edler Gemüthsart. Durch seine Freigebigkeit gewann er die Herzen Aller, sicherte sich ihre Anhänglichkeit und milderte ihre rohen Sitten. Er war überaus abenteuerlich. Obwohl er den größten Theil seines Lebens in Wüsteneien zugebracht, so hatte er doch seinen Geist ausgebildet, und sich keine gewöhnlichen Kenntnisse erworben. Mit Politik befaßte er sich nie, es sei denn, daß es sich um die Präsidentenwahl oder dergleichen han-

delte. Als aber die Fremdlinge unter dem Banner Oribe's in das republikanische Territorium einfielen, erachtete er die Gleichgültigkeit als Verrath, und stürzte sich in die Reihen der Vertheidiger.

„Mit seinem Entschluß wurde es ihm leicht, mehrere hundert Mann um sich zu versammeln, und kaum war dieses geschehen, so benachrichtigte er mich, er wolle sich mit den Seinigen mir anschließen.

Unter den vielen Mühen, Gefahren und manchen siegreichen Gefechten, segelte die kleine Flotte den Uruguay immer aufwärts. Der wichtigste Punkt am Strom war die Stadt Salto. Es galt, sich dieses Punktes zu bemächtigen, und sich dort festzusetzen. Dann war die Verbindung mit der Provinz Paraguay, welche sich wieder zu Gunsten Montevideo's erhoben hatte und mit derselben ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen hatte, leicht herzustellen.

Garibaldi langte mit der Flotille, nachdem er sich aller anderen wichtigen Punkte auf dem Uruguay bemächtigt hatte, in Salto an. Er bemächtigte sich der Stadt ohne Widerstand, und seine Truppen schickten sich an, einige Festungswerke zu errichten, da die Stadt von der Landseite fortwährenden Angriffen ausgesetzt war. Dann wurden Streifzüge in die Umgegend unternommen, um die Truppen mit Vieh zu verproviantiren. Die feindlichen Truppen standen nicht weit von der Stadt.

Im Angriff ist Garibaldi unermüdlich. Kaum hatte

er Nachricht über die Position und die Anzahl der Feinde, so beschloß er auch schon, denselben zu überrumpeln. So rückte er mit 200 Mann von Mundell's und Juan de la Cruz's Kavallerie und 100 italienischen Legionärs eines Abends aus. Beim ersten Morgengrauen erreichte man eine Anhöhe, von wo man das feindliche Lager deutlich übersehen konnte. Von allen Seiten sah man einzelne Detachements Reiterei, welche ausgeschickt waren, um zu recognosciren, nach dem Lager zurückkehren. Garibaldi's Angriffsplan war schnell gefaßt. Es befahl Mundell, der den Vortrab befehligte, mit einem starken Kavalleriecorps vorzudringen und die Concentration der einzelnen Detachements zu verhindern.

Im Trabe rückte der brave Mundell vor. Er rollte ein Detachement nach dem andern auf. Aber in der Hitze des Gefechts wagte er sich zu weit vor, plötzlich war er überall von Feinden umringt, und in der größten Gefahr, abgeschnitten zu werden. Als Garibaldi Mundell's Lage sah, ließ er die Infanterie unter Marochetti's Befehl zurück, und eilte ihm mit der Reserve der Kavallerie zu Hülfe. Dann vereinigte er alle Echelons der Reserven zu einer compakten Masse, und nun marschirten, nachdem Mundell seine Reihen wieder geordnet hatte, die Truppen der Republik in Schlachtordnung auf das feindliche Lager los, die Infanterie im Centrum, Mundell rechts, Juan links. Die Kavallerie der Feinde hatte sich nach dem Gefecht mit Mundell's Reitern hinter der

Infanterie aufgestellt, deren Stellung selbst durch eine Linie von Karren geschützt war.

Schweigend, ohne einen Schuß zu thun, in geschlossenen Reihen rückten die Republikaner heran. Durch diese Entschlossenheit und Standhaftigkeit wurden die Feinde dermaßen eingeschüchtert, daß sie nur einen geringen Widerstand leisteten. Bald artete das Gefecht in eine übereilte Flucht und in eine vollständige Niederlage aus. Der Sieg war vollkommen. Die ganze Infanterie und ein Theil der feindlichen Kavallerie nebst allen Familien Salto's, welche der Feind aus der Stadt mitgeschleppt hatte, gerieth in die Hände Garibaldi's.

Der Rückmarsch glich einem wahren Triumphzuge Der Jubel und der Beifallssturm wollte in der Stadt kein Ende nehmen.

Aber es war auch nicht zu zögern. Schon rückte General Urquiza mit neuen Streitkräften heran, um nach Corrientes zu ziehen und Paraguay zu bekriegen. Schon am Tage nach der glücklichen Schlacht erschien der feindliche Vortrab vor den Mauern der Stadt.

Unterdeß hatte Anzani im Centrum der Stadt eine wohlverschanzte Batterie angelegt. Soldaten und Bürger arbeiteten unaufhörlich daran; Kanonen wurden aus den Fahrzeugen geholt, die zur Vertheidigung geeigneten Häuser wurden befestigt. Jeder Mann erhielt seinen Posten.

General Urquiza ließ mit seinem Angriff nicht lange auf sich warten. Die Batterie war erst mit zwei Stücken

Geschütz versehen; Brustwehr und Terrasse fehlte gänzlich, der erste Angriff wäre beinahe gelungen, aber Garibaldi warf mit einer Abtheilung der italienischen Legion den Feind zurück. In den nächsten drei Tagen erneuerte Urquiza seine Angriffe; aber er fand die Republikaner immer besser verschanzt und gerüstet, weil jede Minute in der Nacht gearbeitet wurde. Dreizehn Stück Geschütze standen auf der Batterie, die Terrasse und die Brustwehr waren fertig, und die „Santa Barbara" oder Explosionsmaschine hergerichtet. So dauerte die Belagerung achtzehn Tage; dann zog Urquiza ab, und ließ zwei Divisionen und siebenhundert Pferde zur Fortsetzung der Belagerung zurück.

Garibaldi beschloß, nun auch die Division Vergara's zu überrumpeln und sich ihrer zu entledigen. Er wählte dazu die Nacht. Oberst Baez commandirte die Kavallerie, Anzani die Infanterie. Der Erfolg entsprach indeß nicht der Erwartung, welche man von dem nächtlichen Angriff gehegt hatte. Obschon die Truppen sehr leise und vorsichtig marschirten, so wurden sie dennoch von den feindlichen Vorposten gehört. Der Angriff erfolgte zwar sogleich, aber es konnte sich an demselben nur die Kavallerie betheiligen, da die Legionäre trotz aller Anstrengungen das Schlachtfeld nicht bei Zeiten erreicht hatten.

Um diese Zeit — es war Anfang des Jahres 1846 — traf die Nachricht in Salto ein, General Medina habe mit einer Anzahl Emigranten Corrientes verlassen,

um nach Salto zu kommen. Es war nothwendig, seinen Marsch zu sichern, und dies um so mehr, als General Lamas zur Hülfe des geschlagenen Generals Vergara bereits im Anzuge war, und Salto zu cerniren drohte.

Bei Tagesanbruch verließ deshalb Garibaldi mit dem größten Theile der Truppen Salto, und schlug die Richtung nach San Antonio ein, auf dessen linkem Ufer man General Medina erwartete. Oberst Anzani blieb in Salto zurück.

Das Terrain des ganzen Bezirkes am Flusse San Antonio ist hügeliger Natur. Der Feind benutzte diese Beschaffenheit des Terrains, um die Republikaner über seine eigene Stärke zu täuschen. Während er fortwährend kleine Kavallerieabtheilungen vorschob, um mit Oberst Baez, welcher eine Linie Schützen aufgestellt hatte, zu scharmutziren, brachte der Feind, immer durch Hügel gedeckt, in aller Stille bedeutende Streitkräfte in die Nähe der republikanischen Infanterie. Plötzlich bemerkte Garibaldi, der auf einen Hügel gestiegen war, um die Umgegend zu recognosciren, die Gefahr. Sieben Schwadronen Kavallerie und ein Infanteriecorps, an Zahl den Republikanern um das Zweifache überlegen, bildete, nur zwei Schußweiten entfernt, eine furchtbare Schlachtreihe.

In der weiteren Schilderung dieses glänzenden Tages werde ich mich nun der eigenen Worte Garibaldi's bedienen.

„Die ganze Macht rückte im Sturmschritt vor", er-

zählt Garibaldi in seinen schriftlichen Aufzeichnungen*), um uns mit gefälltem Bajonnett anzugreifen.

„Laßt uns zurückziehen", sagte mir Baez.

Da ich mich überzeugt hatte, daß es unmöglich sei, versetzte ich: „Es fehlt uns die Zeit, wir müssen uns schlagen." —

Dann eilte ich zu den Legionären, und um den Eindruck, den die Erscheinung eines so mächtigen Feindes auf sie machen konnte, zu vertilgen oder wenigstens zu mildern, rief ich ihnen zu:

„Heut gilt es tapfer zu sein, und wir werden trotz unserer geringen Anzahl siegen." —

„An der Stelle, wo wir Position nahmen, standen mehrere Pfähle, in den Grund getrieben, die früher einem alten Gebäude gedient hatten; an jedem dieser Pfeiler wurde ein Legionär postirt. Die Uebrigen, die kleine Abtheilungen bildeten, wurden in einer Kolonne hinter dem Gebäude aufgestellt. Rechts von der Infanterie postirte sich Baez mit der Kavallerie; die Carabiniers stiegen ab, während die Lanzenreiter zu Pferde blieben. Unsere ganze Macht belief sich auf hundert Mann Kavallerie und 186 Legionären. Der Feind dagegen hatte 900 — nach der Behauptung Einiger 1200 Kavalleristen und 300 Infanteristen. Hätte der Feind, anstatt in einer ausgedehnten

---

*) Elpis Melena, Denkwürdigkeiten Garibaldi's. Bd. II. S. 234.

Schlachtlinie, in Kolonnen oder verschiedenen Pelotons angegriffen, so hätte er leicht unsere Reihen durchbrechen, ja uns gänzlich vernichten können, und San Antonio würde noch heute weiß sein von italienischen Gebeinen; aber er hatte die, für uns glückliche Thorheit, in einer Linie auf uns anzurücken, und erst, als er einen bestimmten Punkt erreichte, eröffnete er das Feuer. Der Augenblick war entscheidend."

„Viele der Unsrigen unterlagen, aber auch die Angreifer wurden in Verwirrung gebracht, und ihre Reihen durch die Schüsse der Republikaner gelichtet. Indem wir in einer gedrängten Masse uns auf den Feind warfen, und ihn mit fast wahnsinnigem Muthe mit dem Bajonett angriffen, gelang es uns, ihn zurückzuschlagen."

„Es ist nicht zu leugnen, daß es für uns Augenblicke der Unordnung und der Unentschlossenheit gab; wir hatten unter den Unsrigen eine Anzahl von Gefangenen, die, an jedem Erfolge verzweifelnd, sich nach einem Auswege zur Flucht umsahen. Aber sie wurden daran verhindert durch einige unserer Tapfersten, die mit dem Rufe: „Der Feind flieht", die Feiglinge begeisterten und mit neuen Muthe erfüllten."

„Von dem Augenblicke an, wo ich mit der feindlichen Infanterie engagirt war, sah ich nichts mehr von Baez und seiner Kavallerie. Doch die Niederlage der feindlichen Infanterie ließ mich hoffen, daß Alles gut enden würde. Ich benutzte einen ruhigen Moment, um meine

Leute wieder zu ordnen. Unter den Todten, zumal unter denen, die auf der Stelle lagen, wo der Feind Position genommen hatte, fanden wir einen großen Vorrath von Patronen, und auch die Musketen der Gefallenen waren uns sehr willkommen."

„Der Feind, obschon unglücklich in seiner ersten Attake, wiederholte sie mehrmals, vermehrte aber nur seine Verluste; denn ich stand immer bereit mit meinen tapferen Legionären, um seine Charge zu erwidern. Oefters suchte er eine Position in unserer Nähe anzunehmen, doch unsere besten Schützen beunruhigten ihn so lange, daß er endlich die Flucht ergriff."

„Das Gefecht hatte um 1 Uhr Mittags begonnen, und dauerte 8 Stunden, um 9 Uhr wurden Vorbereitungen zum Rückzuge getroffen. Fast alle unsere Offiziere waren verwundet. Es war ein schwieriges und peinliches Unternehmen, sie zu transportiren. Einige wurden auf Pferde gelegt, während andere, die noch stehen konnten, je von zwei Kameraden gestützt, uns nachhinkten. Der Rückzug der Soldaten, die in vier Pelotons abgetheilt waren, bot einen schönen Anblick dar. Sie bewegten sich in dichten Kolonnen und hatten den Befehl, keinen Schuß zu thun, bis sie den Saum des Gehölzes erreichten, welches den Fluß Uruguay begrenzt."

„Ich hatte die Verwundeten der Avantgarde anvertraut, überzeugt, daß der Feind seine Charge auf unsere Flanken und auf unsere Arrieregarde richten würde. An

solchen Angriffen fehlte es auch nicht; zu wiederholten Malen stürzten die feindlichen Lanzenträger in unsere Reihen, aber jede ihrer Attaken wurde mit dem Bajonett erwidert, und indem unsere Soldaten sich dichter und dichter aneinanderschlossen, gelang es ihnen glücklich, den Saum des Waldes zu erreichen. Hier ward Halt gemacht, und auf den Befehl „Rechts um" und „Feuer" erfolgte eine allgemeine Salve, die die Reihen des Feindes in so unerwarteter Weise lichtete, daß er von fernerer Verfolgung abstand und sich zurückzog."

„Was uns an jenem Tage am meisten gequält hatte, war der Durst, den wir ausstehen mußten, und man kann sich daher leicht denken, mit welcher Gier die Soldaten nach dem Flusse eilten."

„Eine Kette von Scharfschützen unterhielt zum Schutze des linken Flügels ein beständiges Feuer, und so bewegten wir uns den Fluß entlang, bis wir die Stadt erreichten."

„Anzani erwartete uns am Thor, und wurde nicht müde, mich und meine Gefährten zu umarmen. Er hatte nie an uns verzweifelt, obschon das Unternehmen mehr als schwierig war. Was ihm an Truppen geblieben, hatte er in der Festung gesammelt, und die während der Schlacht ihm gemachte Aufforderung, sich zu ergeben, stets mit der Drohung erwiedert, eher Alles in die Luft zu sprengen, als zu capituliren."

„Der Feind hatte ihm zu wiederholten Malen sagen

lassen, daß sämmtliche Italiener gefangen und getödtet seien. Doch er verzweifelte nie. Nicht oft genug kann ich das Beispiel dieses Mannes meinen Mitbürgern vorhalten, die an Italien verzweifeln. Ach, wie Wenige gleichen Anzani! Aber, wer verzweifelt, ist ein Feigling!" —

„Wir trafen um Mitternacht in Salto ein, und fanden trotz der späten Stunde die Einwohner noch Alle auf. Sie eilten herbei, um den Verwundeten jede mögliche Pflege angedeihen zu lassen. Arme, arme Leute, die ihr von Kriegsungemach so unendlich gelitten habt, nie werde ich an Euch denken, ohne vom Gefühl tiefster Dankbarkeit durchdrungen zu sein!" —

„General Servando Gomez, der uns eine so unangenehme Ueberraschung bereitet hatte, und der gedroht, uns gänzlich zu vernichten, trat seinen Rückzug am 9. Februar an; seine arg zugerichtete Division und viele Verwundete nach Paysandu führend und die Felder von San Antonio mit Todten besäet zurücklassend."

„Der erste Tag nach unserer Rückkehr wurde der Versorgung der Verwundeten gewidmet, wobei die Dienste zweier französischen Aerzte uns äußerst willkommen war. Sie waren Offiziere am Bord des französischen Schiffes „l'Eclair", mit ihnen war ein dritter junger Arzt, Namens Dessellaux, der längere Zeit in Verbindung mit der italienischen Legion blieb. Er focht während des

ganzen Feldzuges als gemeiner Soldat, und widmete sich dann der Pflege seiner verwundeten Gefährten."

„Die folgenden Tage wurden zum Sammeln und Begraben der Todten verwendet. Die Schlacht war so denkwürdig gewesen, daß ich meinte, wir müßten sie verewigen, und ihren Opfern eine ungewöhnliche Begräbnißfeier erweisen. Ich wählte also eine Stelle auf der Anhöhe, von wo aus man Salto übersieht, und die der Schauplatz von mehreren unglücklichen Treffen für uns gewesen war. Dort wurde eine Gruft für Alle gegraben, und die Soldaten warfen Erde darauf, bis ein Grabhügel sich erhob, der erst noch heute als Denkmal dastehn wird."

„Ein Kreuz wurde darauf gesteckt mit der Inschrift: Legione Italiana, Marina e cavalleria orientale. 8. Febbrajo 1846."

Garibaldi's Denkwürdigkeiten und seine amerikanischen Feldzüge schließen mit dieser Schilderung des Gefechtes am Flusse San Antonio.

Durch das siegreiche Gefecht am San Antonio wurde die Absicht Garibaldi's erreicht. General Medina kam ungehindert nach Salto, und behielt den Oberbefehl bis zum Ausbruch einer neuen Revolution in Montevideo. Von dieser Zeit an trât die Sache der südamerikanischen Republiken in eine andere Phase. Der Krieg hörte auf, national zu sein, und wurde von elenden Sectionen geführt. Eine zweite Revolution in Corrientes drückte dem

Kampfe noch mehr dies Gepräge auf. General Madariaga revolutirte gegen General Paz. General Paz wurde sogar genöthigt, Corrientes zu verlassen und sich nach Brasilien zu begeben. Die erste Folge dieses Sectionskampfes in Corrientes war die, daß die Provinz Paraguay nach seiner Abreise ihre Armeen vom Kriegsschauplatze zurück rief, die zweite Folge war der Fall von Corrientes selbst. Madariaga hatte seine Truppenzahl verringert. General Urquiza griff nun Madariaga an, schlug seine Armee, und führte Corrientes unter die Gewalt des Dictators Rosas zurück.

In Montevideo sah es bald ebenso aus, wie in Corrientes. Dieselben Anführer, die ihr Land von der despotischen Herrschaft des Rosas befreit hatten, bekämpften sich in erbärmlichen Intriguen, und ruinirten auf diese Weise die Sache ihres gemeinsamen Vaterlandes. Währenddem verhinderte die französische Intervention zwar den Ausbruch neuer Feindseligkeiten; aber die Intervention brachte die Sache der südamerikanischen Republiken auch zu keinem günstigen Abschlusse. Sie erreichte nur kurze Waffenstillstände, während Rosas die französischen und englischen Agenten in allen Principienfragen zum Nachtheil der Republik täuschte. Dazu kam noch, daß mit dem Wechsel der Regierungspolitik in London und Paris auch die diplomatischen Agenten in Montevideo wechselten. Die liberalen Vertreter der auswärtigen englischen und französischen Politik in Montevideo

wurde durch Agenten ersetzt, welche reactionären Strömungen folgten, sonach dem Dictator Rosas in die Hände arbeiteten. Das Schlimmste war jedenfalls, daß die Regierung in Montevideo sich im Kampfe der einzelnen Sectionen so sehr schwächte, daß sie endlich sich genöthigt sah, sich dem Willen der intervenirenden Mächte vollkommen zu unterwerfen. Ribera regierte, seitdem er durch die neue Revolution wieder zur Macht gelangt war, in Montevideo nur durch seine Creaturen, von denen sich alle die Männer, welche nur die Aufrechthaltung und den Sieg der nationalen Sache im Auge hatten, endlich, der Intriguen und der Parteikämpfe müde, freiwillig zurückzogen. Indem die englisch-französische Intervention Rosas immer weiter in die Hände arbeitete, und die Regierung Ribera's sich selbst von Tage zu Tage mehr schwächte, fiel eine Position nach der andern in Rosas Hände. Salto, welches Garibaldi so tapfer vertheidigt hatte, eine der wichtigsten Positionen der Republik, wurde mit Sturm genommen, weil man die Besatzung in Stich ließ, und Oberst Gomez, ein ebenso braver, wie tapferer Soldat, fiel bei der Vertheidigung mit der Mehrzahl seiner Leute.

Aber inmitten aller dieser Wechselfälle an Kämpfen und Intriguen, Erbärmlichkeiten und selbstsichtigen Bestrebungen stand Garibaldi immer in der ersten Reihe unter den Männern, welche sechsjährige Gefahren, Heldenthaten und Unglücksfälle an einander ketteten, und welche

in ihren Bestrebungen nicht müde wurden, ein neues Staatsgebäude an der Stelle des alten aufzurichten, welches durch schlechte Verwaltung bis zum Fundamente erschüttert war. Noch heute lebt die Erinnerung an diese edelmüthigen Männer im Munde des orientalischen Volkes. Während Anzani die italienische Legion commandirte, welche gewöhnlich in Montevideo den Vorpostendienst versah, beschäftigte sich Garibaldi meistens mit der Marine und organisirte eine neue Armee. Bei Mercedes erfocht er einen glänzenden Sieg. Die beiden Divisionen, mit denen er den Sieg bei San Antonio erfochten hatte, nahmen ihre Position von Neuem bei Salto. Fortwährend wurde der Feind in seinen Stellungen beunruhigt, angegriffen und demselben jeder mögliche Schaden zugefügt. Aus diesen Kämpfen erzählt Garibaldi einige sehr interessante Einzelnheiten. „Ich ließ," sagt er in der Aufzeichnung seiner Denkwürdigkeiten*), „die Stellung der Feinde durch Spione auskundschaften, und rückte in der Nacht des 19. Mai hinaus, um ihn mit 300 Mann Kavallerie und ungefähr 100 Legionären anzugreifen. Brave Jünglinge! Ihr seid seitdem arg decimirt worden! Ich nahm mir vor, den Feind vor Tagesanbruch zu überraschen, und wir erreichten unser Ziel zur erwünschten Stunde. Hauptmann Pablo, ein Indianer von Herkunft und ein tapferer Krieger, stand mir bei. Seine Infanterie

*) Elpis Melena, Denkwürdigkeiten, Bd. II. S. 244. ff.

war beritten; sie marschirte die ganze Nacht, und kam bei der ersten Dämmerung in Sicht der feindlichen Streitkräfte auf dem rechten Ufer des Dayman. Die Infanterie attakirte, der Sieg war leicht; denn Vergara's Truppen ergriffen die Flucht, und stürzten sich in den Fluß, Waffen, Pferde und einige Leute, die wir gefangen nahmen, zurücklassend. Aber der Triumph war nicht vollkommen: denn es war heller Tag geworden, und unsere Truppen mußten zurück."

„Nur ein kleiner Raum trennte Vergara's Lager von dem Lama's, und dieser hatte gleich beim ersten Allarm eine Anhöhe besetzt, von wo aus er Alles übersehen konnte, wodurch es den flüchtigen Truppen Vergara's leichter wurde, sich mit ihm zu vereinigen."

„Ich meinerseits nahm das vom Feinde verlassene Lager ein, und, nachdem ich daselbst alle brauchbaren Pferde gesammelt, begann ich den Feind zu verfolgen, aber ohne Resultat, da seine Leute gut beritten waren, die meinigen dagegen nur „Rodomons" — d. h. vor einigen Tagen eingefangene Pferde — hatten. Wir mußten uns mit unserm halben Erfolge begnügen und den Weg nach Salto zu gewinnen suchen."

„Eine in Pelotons getheilte Kavallerie-Schwadron marschirte an der Spitze, die Infanterie in einer Kolonne im Centrum, die übrige Kavallerie ebenfalls in einer Kolonne als Arrieregarde. Zwei starke Kavallerie-Haufen,

befehligt von den Majoren Carwalto und Fausto, deckte die rechte, und die „Cavalcada“ mit den Pferden der Infanterie die linke Flanke.“

„Der Feind, nachdem er seine Streitkräfte, die sich auf 500 Mann Kavallerie beliefen, wieder geordnet und sich überzeugt, wie überlegen er uns war, begann in unsere rechte Flanke einzufallen. Ich hatte dem Oberst Celesto Centurion — einem sehr tüchtigen Offizier — das Commando der Kavallerie und das der Infanterie dem Carone anvertraut. Letzterem empfahl ich, jeglicher Unordnung in seinen Reihen vorzubeugen, und nie eine Bewegung durch Umkehrung, sondern nur durch Seitenmanöver zu machen. Die Infanterie sollte dem Centurion als Anhaltspunkt dienen und auch eventuelle Lücken ausfüllen. Unsere Truppen schritten über prächtige Hügel, etwa zwei Miglien von dem Dayman entfernt dahin. Das Gras war in seiner vollsten Ueppigkeit und die Oberfläche des Bodens war wellenförmig, wie der Ocean. Weder Baum noch Gebüsch bot ein Hinderniß, und über der ganzen Gegend lag eine majestätische Stille. Ein prächtiges Schlachtfeld für die mächtigsten Kriegsheere!“ — —

„Wir gelangten an einen Bach, doch hielt ich es nicht für rathsam, ihn zu überschreiten, weil wir, gering an Zahl, beim Durchgang leicht in Unordnung gerathen wären und nur ein Hügel rechts uns vom Feinde trennte,

der nicht weit von uns in paralleler Richtung marschirte.“

„Ich erwartete an jener Stelle angegriffen zu werden, und um mir den Vortheil der Offensive nicht nehmen zu lassen, schickte ich dem Obersten Centurion Befehl, selbst anzugreifen.“

„Seine Kolonne erreichte bald den Gipfel des Hügels, wo Halt gemacht wurde. In demselben Augenblicke kam ein Adjutant zu mir gesprengt mit der Nachricht, der Feind rücke mit seiner ganzen Macht in Kriegsordnung gegen uns an.“

„Zeit war nicht zu verlieren.“

„Die Kavallerie auf unserm Flügel postirte sich rechts, während die Infanterie sich dem rechten Flügel des Feindes gegenüber aufstellte. Nur eine Pistolenschußweite trennte uns noch von unseren auf uns zueilenden Gegnern.“

„Ich muß gestehen, daß sie eine Bewegung gemacht, deren meine Truppen nicht fähig gewesen wären, und welche bewies, daß sie tapfer, militairisch disciplinirt und gut kommandirt waren. Sogleich befahl ich eine Charge, aber der Feind attakirte in Pelotons und lähmte damit die Wirksamkeit unserer Infanterie. Ich zögerte nicht, und ließ unsere Kavallerie eng zusammenziehen, um den Vortheil des Anstürmens der Pferde nicht zu verlieren, und in der That, sie griff tapfer an. Mehrere Chargen

wurden gegenseitig und mit verschiedenem Erfolg gemacht. Es wäre schwer zu entscheiden, welcher Theil am meisten Muth entwickelte."

„Der Feind, an Anzahl und an Güte der Kavallerie uns sehr überlegen, trieb die unsrige zurück und nöthigte uns, die Kräfte unserer Infanterie zu versuchen. Er begann bald seine Bajonette mit unsern Lanzen zu messen. Es kam zum Handgemenge, die jungen Italiener leisten Bewunderungswürdiges, und ich gedenke ihrer und jenes zwanzigsten Mai mit besonderer Freude."

„Compact wie eine Schanze und im Sturmschritt eilten sie nach jedem Punkte, wo ihre Hülfe nöthig war, und hieben die Angreifer stets in die Flucht. Der Feind that nur einige Musketenschüsse; aber sie waren gut gezielt und sicher. Nach mehreren Chargen gerieth er jedoch in totale Unordnung, wogegen unsere Truppen, von der Infanterie unterstützt, sich immer frisch zu ordnen wußten."

„Das Gefecht hatte auf diese Art eine halbe Stunde gedauert, und da kein neuer Angriff gemacht wurde, stellten wir uns in Schlachtordnung auf, und machten eine entscheidende Charge, die den Feind zerstreute und in die Flucht trieb. Wir bedienten uns hier der „Bolas", deren wirbelnde Bewegungen in der Luft ein gar seltenes Schauspiel darboten."

„Die „Bola" ist eine der schrecklichsten Waffen der

südamerikanischen Kavallerie. Sie besteht aus drei mit Leder überzogenen Kugeln, befestigt an drei ledernen Riemen, deren Ende in einen Knoten zusammen geknüpft sind. Eine der Kugeln hält man in der Hand, während die beiden anderen in der Luft so lange über den Kopf geschwungen werden, bis der Befehl zum Schleudern ertönt. Ein von der „Bola" getroffenes Pferd stürzt gewöhnlich zu Boden, und es werden viele auf diese Weise erbeutet. Der südamerikanische Kavalleriesoldat steht keinem in der Welt nach, und selbst bei einer Niederlage ist er im Verfolgen des Feindes Allen überlegen. Im Felde hemmt kein Hinderniß seinen Lauf. Wenn die Aeste eines Baumes ihn verhindern, sitzend reiten zu können, so wirft er sich zurück auf das Kreuz seines halbwilden Pferdes, und verschwindet gewissermaßen in dessen Geschirr. Kommt er an einen Fluß, so stürzt er sich hinein, hält seine Waffen zwischen den Zähnen und verwundet manchmal den fliehenden Feind selbst vom Strome aus. Außer der „Bola" trägt er das „Cuchillo" — (Messer) — bei sich, welches er mit besonderer Geschicklichkeit handhabt. Ist es „Bolado", d. h. mit der „Bola" getroffen, so kann er nicht dem Messer seines Verfolgers entkommen. Dieser steigt ab, versetzt ihm einen Schnitt in die Kehle, und springt dann wieder zu Pferde, um einen andern einzuholen. Es fallen oft schaudererregende Scenen dieser Art vor. Ich selbst war Zeuge eines solchen Gefechts, welches sich zwischen meh-

reren unserer Leute und einem der feindlichen Soldaten entspann, dessen Pferd getödtet worden war. Der gestürzte Reiter erhob sich, und begann ein verzweifeltes Gefecht mit dem, dessen „Bola“ ihn zu Boden gestreckt hatte, ein zweiter, ein dritter und mehrere andere sprangen hinzu, bis der Unglückliche sich mit sechsen verwickelt sah; ich eilte herbei, um ihn zu retten — aber leider zu spät!“

„Der Feind war nun gänzlich zerstreut und unser Sieg vollkommen. Der unmittelbare Vortheil war wegen unsers Mangels an Waffen nicht, was er hätte sein können; doch hatten wir die Genugthuung, daß, so lange die Truppen in Salto blieben, dieses Departement vom Feinde verschont blieb.“

„Der Kampf, den wir mit einem erfahrnen, an Anzahl überlegnen und mit bessern Pferden versorgten Feinde hatten bestehn müssen, war in jeder Beziehung ein ungleicher gewesen. Aber unsere Kavallerie that an jenem Tage Wunder.“

„Was die Infanterie betrifft, so will ich nur ein Beispiel erwähnen, welches zur Genüge zeigt, von welchem Geiste dieselbe beseelt war.“

„Der Oberst Carwalto, der sich in jedem dieser Treffen durch ungewöhnliche Tapferkeit auszeichnete, hatte das Unglück, im Gefecht verwundet zu werden, und zwar in merkwürdiger Symmetrie auf jeder Backe an derselben

Stelle. Die zweite Wunde erhielt er am Anfang des Gefechts am Dayman, und nach Beendigung desselben bat er um die Erlaubniß, nach Salto zurückzukehren, um seine Wunden zu pflegen. Als er die Stadtbatterie passirte und gefragt wurde, was das Schicksal des Tages sei, antwortete er, obschon er kaum sprechen konnte, „die italienische Infanterie ist fester, „als Eure Batterie."" —

Viertes Kapitel.

Garibaldi im italienischen Feldzuge 1848.

Die Auferstehung Italiens. Volkssieg in Palermo und Neapel. Die französische Februarrevolution. Mailands fünftägiger Heldenkampf und Sieg der Republik Venedig. Das Bündniß der revolutionären Partei mit Karl Albert, König von Sardinien. Charakteristik Karl Alberts. Seine egoistische und verrätherische Politik gegen Italien. Die Kunde von der Auferstehung Italiens in Montevideo. Rückkehr Garibaldi's, Anzani's und vieler Kämpfer der italienischen Legion nach Europa. Anzani's Tod. Garibaldi im Lager Karl Alberts und in Turin. Karl Alberts Unfähigkeit, Egoismus und Verrath. Die Oesterreicher besetzen das Gebiet der venetianischen Republik. Heldenkampf der Städte. Radetzki ergreift die Offensive in der Lombardei. Die Schlacht bei Curtatone, Montanero und Goite. Unentschlossenheit Karl Alberts. Heldenmüthiger Widerstand der Bürger von Vicenza. Garibaldi in Mailand. Die Bildung von Freicorps. Die Schlachten bei Somma, Campagna und Custozza. Politische und militärische Folgen der Schlacht. Radetzki vor Mailand. Gefecht. Heroische Anstrengung der Mailänder Revolutionäre. Karl Alberts nochmaliger Verrath. Die Kapitulation Mailands. Garibaldi's und Medici's Rückzug nach Como. Seine Proclamation an die Freischaarenführer. Sieg Garibaldi's über die Oesterreicher bei Louinos. Kampf und Sieg Medici's am Berge San Masseo. Garibaldi schlägt die Oesterreicher bei Murazzone. Sein Rückzug in die Schweiz.

Das Jahr 1848 ist das Jahr der Auferstehung Italiens. Zuerst erhoben sich die durch eine erbärmliche und vollkommen depravirte Regierung seit einem Jahrhundert geknechteten Völker Neapels und Siciliens gegen ihre Tyrannen. In den ersten Tagen des Monat Ja-

nuar lasen die Polizisten des Re Bomba mit Erstaunen auf den Mauern Palermo's die Worte: „Wenn die Regierung vor dem 12. Januar Sicilien nicht die Institutionen bewilligt hat, zu denen Sicilien ein Recht hat, so werden die Waffen an diesem Tage jene Institutionen zu erlangen wissen.“ Und am 12. Januar stürzten junge Männer auf die Straßen und auf die öffentlichen Plätze und riefen zum Aufstande; die Glocken läuteten von allen Thürmen zum Sturm, um die Landbewohner herbeizurufen; die schwachen Truppenmassen, welche die Garnison der Stadt bildeten, wurden zurückgeschlagen und zerstreut und die italienische Fahne wehte an allen Balconen und aus allen Fenstern. Drei Tage wurde gekämpft. Es regnete Bomben, Kugeln und Kartätschen auf die unglückliche Stadt. Stündlich nahm der Kampf größere Dimensionen an. Adel, Bürger, Priester, Mönche, Fischer und Bauern vertheidigten unter dem Rufe: „Es lebe die Unabhängigkeit Siciliens; es lebe die Constitution von 1812, es lebe Italien!“ die Barricaden, und am 18. Januar hatte der finstere Bomba in seinem Palaste zu Neapel Alles das bewilligt, was das tapfere sicilianische Volk mit den Waffen in der Hand verlangte.

Dann wälzte sich der Aufstand wie eine finstere Wetterwolke durch Calabrien bis in die Straße Toledo vor dem Königlichen Palast. Der König erschrak vor ihrem Anblick, entließ sein Ministerium und bewilligte die verlangte Constitution.

Als die Kunde von dem Siege der Freiheit in Palermo und Neapel durch Italien lief, hallten die alten Städte der Lombardei und Venetiens wieder von dem Rufe: „Es lebe die Auferstehung des italienischen Volkes.“ In Pisa, in Florenz, in Livorno, in Turin folgte eine Demonstration auf die andere. Dann tönte der Ruf: „Es lebe die demokratische Republik“ aus Paris über die Alpen. Die Regierung Louis Philipps war gestürzt. Wer hätte da den Zorn und die Begeisterung in Mailand, in Padua, in Brescia, in Venedig noch bemeistern können? Der österreichische Belagerungszustand und die österreichischen Bajonette waren ohnmächtig geworden. Der Ruf: „Es lebe der heilige Sanct Marcus“ rief alle Erinnerungen an den tausendjährigen Ruhm und Glanz der alten Meeresrepublik wieder wach; auf dem Marcusplatz proclamirte Manin die Republik, und Venedig war frei. In Mailand begann der Kampf am 18. März. Die Pflaster wurden aufgerissen; Barricaden erhoben sich in allen Straßen; Jeder bewaffnete sich, so gut es möglich war. Der Sturm wurde so heftig, daß sich der alte Radetzki mit seinen Truppen in das Kastell und in die Bastionen zurückzog. Am 19. März hörte man Morgens die Sturmglocke und den Ruf: „Zu den Waffen, zu den Waffen!“ Der Kanonendonner begann, das Gewehrfeuer knatterte. „Der Sieg oder den Tod“ war die einzige Divise dieser Bevölkerung, welcher, eingeschlossen in die Wälle und Bastionen, die die Stadt

umgeben, nicht einmal die Flucht als Rettung blieb; man kämpfte in allen Straßen, um alle Gebäude herum, welche die Oesterreicher noch besetzt hielten; alle Angriffe der österreichischen Soldaten wurden zurückgeschlagen; jeder Schritt wurde vertheidigt, und am Abend hatte die Revolution auch nicht einen Fuß breit Boden verloren. Es war ein gigantischer Kampf!

Von Neuem begann der Kampf am nächsten Morgen. Der alte Radetzki bot einen vierzehntägigen Waffenstillstand an. Die Bürger wiesen das Anerbieten zurück. Der Klang der Glocken der gothischen Cathedrale mischte sich mit dem Geläute der Glocken von allen andern Thürmen, um die Landleute zu Hülfe zu rufen; man ließ Ballons steigen, welche über die Campagna gedruckte Proclamationen zu Hunderttausenden ausstreute. „Nach zwei Tagen hartnäckigen Kampfes, fast ohne Waffen," riefen diese fliegenden Boten, „ist Mailand noch immer von jenen entmuthigten, aber trotzdem immer furchtbaren Truppenmassen umgeben. Durch dieses Blatt, welches wir von der Höhe unserer Thürme auf die Campagna hinsenden, fordern wir die Bevölkerung der Dörfer und des flachen Landes auf, die Waffen zuergreifen, und uns zu Hülfe zu eilen. Die dringendste Nothwendigkeit verlangt es. Hülfe und Sieg." „Brüder," riefen am andern Tage wiederum diese fliegenden Boten, „der Sieg ist nahe. Der Feind hält sich nur noch in den Bastionen und im Schlosse. Kommt herbei, nehmen wir ihn zwischen zwei

Feuern, und vereinigen wir uns." Da bewegten sich Tausende von Einwohnern der umliegenden Städte und Dörfer, geführt von Priestern, Studenten, Aerzten und Douaniers von allen Seiten auf Mailand zu. Fünfhundert Menschen zogen aus der italienischen Schweiz zur Hülfe heran, und vereinigten sich mit der Jugend von Como und mit den Bergbewohnern, welche auf den Höhen um den See herum wohnen. Eine andere Colonne zog von den Ufern des Lago maggiore heran; eine dritte kam von Süden. Bergamo sandte mehrere hundert Schützen. Zweitausend Arbeiter marschirten aus Monza heran. Die ganze Lombardei war im Aufstande.

Währenddem vermehrte sich die Zahl der Kämpfer in der Stadt durch die italienischen Deserteurs aus den österreichischen Truppen, welche es vorzogen, lieber für ihr Vaterland zu sterben, als am Morde ihrer Brüder theil zu nehmen. Die lombardischen Gensd'armen, die Pompiers und die Soldaten der Finanzwache gingen über. Am vierten Tage errangen die Aufständischen, besser organisirt und im Besitz von Munition und hölzernen, mit Eisen beschlagenen Kanonen, mehrere Erfolge über die österreichischen Truppen. Einzelne, noch von den Feinden besetzte Punkte in der Stadt wurden genommen. Radetzki war bereits nicht mehr Herr von Mailand. Seine Soldaten waren im Castell und in den Bastionen zusammen gedrängt und von allen Seiten vom Aufstande cernirt. Von allen Seiten kamen neue Nachrichten über

die Erhebung einzelner Dörfer und Städte. Radetzki fing an, um schließlich nicht abgeschnitten zu werden, an den Rückzug zu denken. Um denselben zu verbergen, eröffnete seine Artillerie beim Anbruch der Nacht ein mörderisches Feuer. Sechszig Feuerschlünde spieen Tod und Verderben über die unglückliche Stadt aus. Mehrere Gebäude geriethen in Brand. Im Hofe des Kastells schlug eine ungeheure Lohe gegen den dunkeln Nachthimmel auf. Die Oesterreicher hatten Massen von Stroh, Heu, Wagen und Möbeln angehäuft, um in ihren Flammen ihre Todten zu verbrennen. Es war eine fürchterliche Nacht. Wie immer, wütheten die Croaten in ihrer grausamen und fürchterlichen Art. Die Blätter des Werkes eines berühmten und durchaus wahrheitsliebenden Schriftstellers, des Generals Pepe, erzählen über diese empörenden Metzeleien entsetzliche Einzelnheiten. *) „Man fand unter andern in einer Straße eine Gruppe von acht Kindern, mehrere von ihnen waren gegen die Mauer zerschmettert worden, andere waren mit diesen todt getreten. Zwei von diesen unglücklichen Geschöpfen waren auf einen Kasten genagelt, zwei waren mit Terpentin bestrichen, und sodann verbrannt. Ein anderes war mit einem Bojonett an einen Baum gespießt, und war in dieser Weise vor den Augen der Mutter im langsamen Todeskampf verendet. Der Körper eines

---

*] Histoire des révolutions et des guerres d'Italie.

Kindes war in zwei Stücken gehauen, und die beiden Stücken des Körpers sodann mit den Eingeweiden wieder zusammen gebunden. Diesen Kindern wurden vor den Augen ihres sterbenden Vaters die Köpfe abgeschnitten. Ein Fötus wurde seiner Mutter aus dem Leibe gerissen und diente den Croaten als Spielzeug. In dem Sack eines getödteten Croaten fand man eine mit kostbaren Ringen bedeckte Damenhand. Groß war die Zahl der Unglücklichen, denen man die Augen ausgestochen hatte; andern wurden Hände und Füße abgehauen. Frauen wurden mit Bajonetten getödtet, nachdem man sie geschändet hatte; andere wurden lebendig in kochendes Wasser geworfen; wieder andere warf man noch lebend in Brunnen und in die Kloaken. Mehrere wurden mit Stroh umwickelte und darnach lebendig verbrannt. Acht Leichen fand man verbrannt in einer Kneipe an der Porta Tosa, andere in demselben Zustande in einem Hause der Porta Vercellina. Man konnte noch die blutigen Spuren einer Frau sehen, welche versucht hatte, sich in einem Kamin zu retten. Ich schweige von den einzelnen Morden in den Häusern und in den Betten. Ein Bruder wurde gezwungen, auf dem Körper seines erschossenen Bruders niederzuknieen, und wurde in dieser Stellung mit Bajonetten durchbohrt. Zwei Unglückliche Vater und Sohn wurden an demselben Baum auf dem Boulevard zusammen aufgehängt. Ein Sohn Maria Belloni's wurde verbrannt. Ein Bruder und ein Sohn Giovanna Piatti's

wurde entsetzlich ermordet. . . . . . . — Aber werfen wir einen Schleier über die Verbrechen dieser ruchlosen Banden. Das Herz erbebt vor dem schrecklichen Anblick solcher grausamen Schlächtereien." —

Aber die Grausamkeiten und die Metzeleien waren weit entfernt, Schrecken unter den tapfern Freiheitskämpfern zu verbreiten, im Gegentheil hoben und stärkten sie ihren Muth, und reizten sie zu größerm Widerstande. Aus allen Stellungen, die die österreichischen Truppen in der Stadt noch inne hatten, wurden sie hinausgeschlagen. Männer, junge Leute, Knaben, Greise, Diener und Kinder kämpften wie die Helden. Beim Schein der brennenden Häuser zogen die Truppen um die Stadt herum und bewegten sich, von allen Seiten durch die überall aufgestandene Landbevölkerung angegriffen, in der Richtung nach Mantua und Verona zu.

„Auf allen Punkten in der Lombardei und im Venetianischen war der Aufstand siegreich. Die Bevölkerungen in Como und Lecco erhoben die italienische Fahne und proclamirten die Republik. Bergamo erzwang von dem Erzherzog Sigismund den Befehl, seine Bürger zu bewaffnen, und dann schnitten die bewaffneten Bürger einer Kolonne von 1200 Mann österreichischer Soldaten den Weg auf Mantua ab. Monza erhob sich, alle umliegenden Dörfer nahmen an dem Aufstande Theil. Brescia zwang den General Schwartzenberg zu capituliren. Die Bürger von Cremona zwangen den österreichischen

Commandanten eines ungarischen Regiments die Waffen niederzulegen. In Pizhiggetone bemächtigte man sich der Festung. In Mantua mußte der Commandant die Bewaffnung der Nationalgarde zugeben. Das italienische Tyrol war in vollem Aufstande. In Roveredo, Padua, Treviso, Udina, Palma, Nova griffen die Bürger zu den Waffen. Es war überall ein Aufstand in Masse gegen die fremde Unterdrückung. Die Lombardei und Venetien glichen ganz einem feuerspeienden Vulkan, welcher seine Feinde bis auf den letzten verschlingen zu wollen schien.

Als die Kunde von der Erhebung Italiens über das Meer nach Montevideo kam, litt es Garibaldi dort nicht länger. Schon im Jahre 1847, als der Reformen Pio Nono's die Bahn der Freiheit für Italien zu eröffnen schien, hatte Garibaldi und Anzani an den Nuncius des Papstes ein Schreiben gerichtet, und ihr Schwert für Italien angeboten. „Von dem Momente," schreiben die beiden Freiheitskämpfer, „wo uns die ersten Nachrichten von der Erhebung Pius des Neunten zum Pontificat und von der Amnestie, welche er den armen Verbannten gewährte, zugingen, haben wir mit stets wachsender Aufmerksamkeit und immer steigendem Interesse die Bahn des Ruhms und der Freiheit verfolgt, welche das Oberhaupt der Kirche wandelt. Die Lobeserhebungen, deren Echo von der Meeresküste bis zu uns dringt, der Beifall, womit Italien die Berufung der Deputirten begrüßt,

die weisen Concessionen, die der Presse gemacht sind, die Einrichtung einer Bürgerwehr, der Anstoß, der dem öffentlichen Unterricht und der Industrie gegeben ist, ohne so manche einzelne Maßregel in Anschlag zu bringen, welche sämmtlich auf die Verbesserung der Lage der untern Klasse und auf die Bildung einer neuen Verwaltung abzielen, — kurz, Alles das hat uns überzeugt, daß endlich aus dem Schooße unsers Vaterlandes ein Mann hervorgegangen ist, der die Bedürfnisse des Jahrhunderts begriff, und der es verstand, gemäß der immer neuen, immer unsterblichen Lehre unserer erhabenen Religion sich den Anforderungen der Zeit zu beugen. Und obwohl alle diese Fortschritte auf uns selbst keinen Einfluß hatten, so sind wir denselben nichts desto weniger aus der Ferne gefolgt, und haben die einstimmige, öffentliche Meinung Italiens und der ganzen Christenheit mit unserm Jubel und unsern Wünschen begleitet. Aber seit wir vor ein paar Tagen von dem gotteslästerlichen Attentat erfuhren, wodurch eine von Fremden gesetzte und unterstützte Fraction, die noch immer nicht müde wird, unser armes Vaterland zu zerreißen, die heute bestehende Ordnung der Dinge umstoßen will, so scheint es uns, daß die Bewunderung und Enthusiasmus für dem Pontifex nur ein zu schwacher Tribut wäre, und daß uns eine größere Pflicht auferlegt ist."

„Wir, die wir Ihnen schreiben, sehr ehrenwerther Herr, wir sind diejenigen, welche immer beseelt waren

von demselben Geiste, der uns in das Exil trieb, welche in Montevideo die Waffen ergriffen für eine Sache, die ihnen gerecht schien, welche ein paar Hundert Menschen, unsere Landsleute vereinigte, die hieher gekommen waren, weil sie hier minder qualvolle Tage als im Vaterlande zu finden hofften."

„In den fünf Jahren der Belagerung aber hat Jeder von uns mehr als einmal Proben der Resignation und des Muthes ablegen müssen; Dank der Vorsehung und Dank dem antiken Geiste, der noch unser italienisches Blut entflammt, hat unsere Legion Gelegenheit gehabt, sich auszuzeichnen, und jedes Mal, wo diese Gelegenheit sich darbot, hat sie solche nicht verstreichen lassen; ja — ich glaube das ohne Eitelkeit sagen zu dürfen — sie hat auf dem Pfade der Ehre alle andern Corps, die mit ihr rivalisirten oder ihr nacheiferten, hinter sich gelassen."

„Wenn also gegenwärtig die Armee, welche einige Uebung in der Führung der Waffen hat, von Seiner Heiligkeit angenommen wird, so ist es unnütz zu sagen, daß wir freudiger als jemals uns dem Dienste dessen widmen werden, der so viel für das Vaterland und für die Kirche gethan hat."

„Wir werden uns demnach glücklich schätzen, wenn wir bei den Erlösungswerken Pius des Neunten hülfreiche Hand anlegen können, wir und unsere Kameraden, im Namen derer wir das Wort führen, und wir werden jenes Werk nicht zu theuer bezahlt halten mit unserm Blute."

„Wenn Sie, hochgeschätzter Herr, meinen, daß unser Anerbieten dem Pontifex angenehm sein könne, so mögen sie es zu Füßen seines Thrones niederlegen."

„Es ist nicht knabenhafte Prätension, unser Arm sei nothwendig, die uns zu diesem Anerbieten bewegt: wir wissen recht gut, der Thron des heiligen Petrus ruht auf Unterlagen, die menschliche Hülfe weder erschüttern noch festigen kann, und andererseits hat die neue Ordnung der Dinge zahlreiche Vertheidiger, welche die ungerechten Angriffe ihrer Gegner tapfer zurückzuweisen wissen werden; aber, da das Werk vertheilt werden muß unter die Guten und die schwere Arbeit gegeben werden den Starken, so erweise man uns die Ehre, uns unter die Letzteren zu rechnen."

„Inzwischen danken wir der Vorsehung, daß sie Seine Heiligkeit bewahrt hat vor den Machinationen der „Tristi", und wir richten heiße Wünsche an jene, daß sie Pius dem Neunten viele Jahre schenke um des Glückes der Christenheit und Italiens willen."

„Es bleibt uns nur noch übrig, Sie, sehr geehrter Herr, um Verzeihung zu bitten wegen der Mühe, die wir Ihnen verursachen, und wir ersuchen Sie, mit Wohlwollen aufzunehmen den Ausdruck unserer vollkommenen Achtung, womit wir sind: Ew. . . ."

„Montevideo, 20. October 1847."

„J. Garibaldi." „F. Anzani."*)

---

*) Elpis Melena, Denkwürdigkeiten, Bd. II. S. 5.

Garibaldi und Anzani haben auf diesen Brief und auf dies Anerbieten niemals eine Antwort erhalten. Als die Kunde von der Erhebung Italiens im Jahre 1848 nach Montevideo gelangte, lebten sie dort, hochgeachtet und hochgeehrt von der ganzen Bevölkerung, aber in sehr bescheidenen Verhältnissen. Elpis Melena erzählt eine Thatsache aus der damaligen Zeit, welche ich schon einmal erwähnte, mit folgenden Worten:

Eines Tages suchte Garibaldi ein Offizier auf, um der schriftlichen Anerkennung, welche der Leitung des Treffens bei Salto bereits gezollt war, eine mündliche Danksagung im Namen des Generals Pacheco hinzu zu fügen.

Der Offizier kam Abends in die Straße Partone, wo Garibaldi wohnte. Er trat in die Wohnung desselben, ein kleines, unverschließbares Haus, und tappte im Dunkeln auf dem Hausflur umher, um die Stubenthür zu suchen. Dabei stieß er an einen Stuhl, und fluchte in sich hinein.

„He, Frau!" rief Garibaldi drinnen, „sagst Du nicht, daß Jemand auf dem Hausflur ist? Mache doch Licht?" —

„Und womit soll ich Licht machen?" erwiederte Anita, weißt Du nicht, daß wir keine zwei Sous im Hause haben, um eine Kerze zu kaufen?" —

„Es ist wahr," sagte Garibaldi im Tone eines

Philosophen, und er stand auf, öffnete die Thüre, und rief:

„Nur hier herein, nur hier herein," wie um durch seine Stimme den Fremden zu führen.

Der Offizier trat ein.

Aber die Dunkelheit war so groß, daß er sich nennen mußte, um von Garibaldi erkannt zu werden.

„Herr," sagte dieser darauf, „Sie werden entschuldigen, aber, als ich meinen Pakt mit der Republik Montevideo schloß, habe ich versäumt, mir eine Ration Kerzen auszubedingen, und Anita hat nicht so viel Geld, um eine Kerze zu kaufen. Wir müssen also im Dunkeln bleiben. Glücklicherweise kamen Sie, wie ich vermuthe, nicht, um mich zu sehen, sondern, um mit mir zu plaudern."

Der Offizier plauderte in der That mit Garibaldi, aber, er sah ihn nicht. Auf dem Heimwege begab er sich zum General Pacheco und erzählte ihm, was ihm begegnet. Dieser nahm sofort 100 Patagonier (500 Francs), und übersandte sie Garibaldi.

Garibaldi wollte seinen Freund Pacheco nicht verletzen, und nahm das Geld an. Aber am nächsten Tage ließ er dasselbe unter die Wittwen und Waisen der bei Salto gefallenen Kämpfer vertheilen. —

Garibaldi und Anzani beschlossen also, mit einem Theil der italienischen Legion dem Aufstande in Italien zu Hülfe zu eilen. Das Ueberfahrtsgeld wurde durch

eine Sammlung unter den in Montevideo ansässigen Italienern zusammengebracht, und beide schifften sich mit sechszig der tapfersten Streiter der Legion nach der Heimath ein. Auch ein Schwarzer, Agujar, wollte Garibaldi nicht verlassen, und fuhr nach Europa mit hinüber. Man sah ihn in Rom hinter dem General reiten, eine lange Lanze mit einem rothen Fähnlein in der Hand. Eine französische Kugel traf ihn in die Schläfe, als er Garibaldi den Steigbügel hielt, und streckte ihn todt nieder.

Der Weg von Montevideo über das Weltmeer nach Italien ist ein weiter, und die Ueberfahrt dauert lange. Als die tapfern Streiter in Italien landeten, hatten sich die Dinge dort vielfach geändert. Anzani sollte es nicht vergönnt sein, an dem Kampfe für sein so lange gemißhandeltes und unterdrücktes Vaterland Theil zu nehmen. In Nizza, seiner Vaterstadt, that er den letzten Athemzug. Anzani war schwindsüchtig. Der Anblick seiner Vaterstadt hatte ihn überwältigt. Er betrat nur den Boden seines Landes, um auf demselben zu sterben.

Garibaldi ließ seine Frau mit seinen drei Kindern, Menotti, Terese und Riciotti in Nizza und begab sich in das Lager Karl Alberts, des Sardenkönigs, um ihm seine Dienste anzubieten.

„Karl Albert!“ Verhängnißvoller Name in der Leidensgeschichte Italiens! Wer war Karl Albert? — Im Jahre 1821 warfen ihm die Patrioten vor, sie

verrathen, und nachher verfolgt und eingekerkert zu haben; im Jahre 1823 kämpfte er in Spanien in den Reihen des Absolutismus, zahlte Subsidien an Don Miguel und Don Carlos; er begünstigte die legitimistische Expedition der Herzogin von Berri; kurz vorher sandte er den Sonderbündlern in der Schweiz Hülfe. Er war immer von den Jesuiten regiert worden, oder er hatte mit den Jesuiten regiert. Und dieser Karl Albert sollte sich aufrichtig im Jahre 1848 bekehrt haben? Lächerlicher Gedanke, der nur in den Köpfen des leichtgläubigen und gutmüthigen Volkes zur Perception gelangen konnte! — Oder begriff er, daß er der Revolution zum Opfer fallen würde, wenn er nicht mit der Revolution ginge? — Oder erschien ihm die eiserne Krone der Lombardei oder gar die Krone Italiens als zu erreichendes Ziel, wenn auch noch in dämmernder Ferne? Oder wirkten alle diese Ursachen zusammen, um ihn in die unglückselige und verrätherische Politik hineinzudrängen, welche er während des Feldzuges von 1848 einschlug, und welche ihm zuletzt seinen Thron kostete? Die Nachricht von der Februar-Revolution traf ihn, wie ein Blitz aus heiteren Himmel. Plötzlich stand er mitten in der Revolution, welche seinen Thron bedrohte, und welche auf der andern Seite, wenn er mit ihr ging, ihn zum König von Italien machen konnte. Nach jeder Seite, wohin er seine Blicke wandte, sah er ein Königreich oder einen Abgrund. Er mußte vorwärts, nur das Stillstehen war für ihn gefahr-

bringend. Die Stimme des Volkes rief ihm zu, vorwärts zu gehn. Der Ehrgeiz drängte ihn. Niemals hatte er in seinem Leben einen so günstigen Augenblick gehabt. In dieser kritischen Lage legte er sich die Frage vor, nach welcher Seite hin sollte er sich neigen? Wo seine Bündnisse anknüpfen? Würde ganz Europa, wie in früherer Zeit, seine Macht concentriren, um die Revolution und die Republik in Frankreich zu ersticken? Und wenn das der Fall war, mußte und sollte er sich dann nicht mit Oesterreich und mit Rußland engagiren? Aber, wenn er dies that, würde dann nicht das italienische Volk, welches bereits überall in vollem Aufstande war, seine Krone zerbrechen, wie einen Scherben von Glas? — Würde dann nicht die italienische Republik auf den Trümmern seines Thrones ihren Fuß setzen?

Und von der andern Seite betrachtet, war nicht jetzt ein günstiger Zeitpunkt in seinen Eroberungsprojecten, welche er so lange in seiner ehrgeizigen Seele gehegt hatte? — Wie, wenn er an der Spitze seiner Armee dem italienischen Volke half, dies Joch der Fremden von sich zu werfen, würde er dann, im Glanze seines Ruhms und im Sonnenschein der Dankbarkeit nicht mächtig sein, die republikanische Bewegung zu bemeistern? Wohlan, er ließ sich von den Begebenheiten treiben, immer bereit, seine Politik zu ändern, sobald die Situation sich ändern würde.

Als die Nachricht von dem Siege der Revolution aus

Frankreich über die Alpen kam, änderte er sein Ministerium, weil das Ministerium nie populär war. Als der Aufstand in Mailand gesiegt, als Venedig befreit war, als alle lombardischen Städte die italienische Fahne erhoben hatten, da überlegten die Mitglieder der provisorischen Regierung in Mailand, ob es nicht für das Gelingen der Befreiung Italiens vortheilhaft und nöthig wäre, mit Karl Albert in Verbindung zu treten. Die provisorische Regierung hatte keine reguläre Armee. Und zum Kampfe mit der österreichischen Armee mußte es nun bald kommen. Sich einzubilden, daß in der Ebene, beim Uebergang über die Flüsse die Jagdflinten den österreichischen Kanonen gegenüber Stand halten sollten, erschien Jedem mit Recht als eine Illusion. Der Kriegskunst mußte man die Kriegskunst, der Methode die Methode, den Kanonen die Kanonen entgegenstellen können! Und weil die Lombarden keine Armee, keine Kanonen und keine Bataillone hatten, deshalb knüpfte die provisorische Regierung die Verbindung mit Karl Albert an. Schon während des Kampfes waren zu einer solchen Allianz gegenseitig die Vorbereitungen getroffen. Die Insurrection glaubte durch die Nothwendigkeit getrieben zu werden; Karl Albert trieb der Ehrgeiz oder auch die Meinung dieser Nothwendigkeit. Am 22. März bereits fand sich zu diesem Zwecke der Graf Martini in Mailand ein, um im Auftrage Karl Alberts die öffentliche Meinung zu sondiren. Am 23. richtete die provisorische Regierung an den König folgendes Schreiben:

„Wir haben den Feind besiegt, der die Stadt besetzt hielt. Er hat diese Nacht das Castell verlassen und marschirt in der Richtung nach Verona. Noch ist er nicht fern von Mailand. Er bezeichnet seine Spur mit Plünderung, mit Feuer und mit Blut. Unsere Mitbürger haben heroische Anstrengungen gemacht; aber wir sind nicht im Stande, mit unseren geringen Kräften eine große Armee zu vernichten. Wir haben keine organisirten und einexerzierten Bataillone; wir haben keine Kanonen, und das Land kann in so kurzer Zeit dieselben nicht schaffen. Während wir in unsern Mauern kämpften, haben wir bereits die Hülfe Euer Majestät angerufen, jetzt, da die Stadt befreit ist, ist diese Hülfe von derselben Wichtigkeit und Nothwendigkeit."

„Deshalb beharrt die provisorische Regierung darauf, daß Euer Majestät ihr einen vollständigen Beistand zusage. Euer Majestät würde in diesem Falle sich in glorreicher Weise um die Sache der italienischen Freiheit verdient machen, und würde die Zustimmung und der Dankbarkeit des italienischen Volkes sicher sein. Wir würden noch mehr hinzufügen, aber unsere Stellung als neue provisorische Regierung gestattet uns nicht, den Wünschen der Nation voranzuschreiten."

Das waren die ersten Verbindungen mit dem Könige von Sardinien. Aus ihnen sind die Absichten Karl Alberts und der provisorischen Regierung, sowie die Zurückhaltung der republikanischen Partei ganz klar zu erkennen.

Der Eine sagte: Wir sind ohnmächtig gegen die ganze österreichische Armee, wenn wir isolirt bleiben. Heute Sieger, werden wir Morgen die Besiegten sein. Der Feind ist noch nicht aus dem Lande getrieben. Mit Hülfe der piemontesischen Armee werden wir triumphiren, ohne sie können wir es nicht. Man muß deshalb die piemontesische Armee zu Hülfe rufen. Aber heißt das nicht, sich an Karl Albert wenden, heißt das nicht, ihn als König anerkennen? Aber wir rufen ja nicht den Despoten zu Hülfe. Es ist ja der constitutionelle König, der große, mächtige Befreier Italiens! Und sich zu vereinigen mit Piemont, ist diese Vereinigung nicht auch ein weiterer Schritt zur Einheit Italiens? Gehen wir also zusammen, trennen wir uns nicht, und, da es in dem nun einmal so bestehenden Zustand der Dinge liegt, daß Karl Albert das Werkzeug unserer Wünsche ist, so wollen wir ihm unser Schicksal ohne Zaudern und ohne Vorbehalt anvertrauen.

Die Andern erwiderten: „Ihr wendet Euch an Karl Albert, wir wenden uns an alle Völker und Fürsten Italiens. Sich einem einzelnen Fürsten überliefern, daß heißt sich die Andern entfremden. Wißt Ihr auch, ob Pius der Neunte, in dessen Namen sich Italien erhoben hat, es fast ohne Mißtrauen ansehen wird, wenn sich der Aufstand so ohne Weiteres einem einzigen Könige in die Arme wirft. Wißt Ihr auch, ob der Großherzog von Toscana und der König von Neapel ihre Armeen und ihre Flotten

dem Sardenkönig anvertrauen werden? Und ist die Vergangenheit für Euch keine Lehre? — Kaum ist die Freiheit erworben, so wollt Ihr sie schon wieder veräußern. Behaltet sie doch wenigstens einige Tage, um Zeit zur Ueberlegung zu haben. Wenn Ihr gestern die Republik nicht ausrufen wolltet, muß denn deshalb heute die Monarchie durchaus ausgerufen werden? Laßt doch die Nation selbst entscheiden, wenn unsere Sache gesiegt hat. Und wie könnt Ihr Euch ohne Bedingung überliefern? Nichts würde unkluger und unvorsichtiger sein! Wie könnt Ihr Euch ferner einem Könige anvertrauen, der schon einmal sein Wort gebrochen hat? Laßt ihn doch erst Italien befreien und dann wollen wir sehen, ob ihm die Nation die Krone als einen Tribut der Dankbarkeit verleihen wird. Ist dies dann der Fall, nun, dann wollen wir die Wünsche unseres Herzens zum Heil des gemeinschaftlichen Vaterlandes ersticken; unsere Wünsche sind, wie Ihr wißt, die Unabhängigkeit und die Republik.

Karl Albert schwankte immer noch. Während die provisorische Regierung in Neapel den Ruf zu den Waffen an ganz Italien ergehen ließ, und überall Freiwillige zu den Sammelplätzen strömten, während die ganze öffentliche Meinung ihn vorwärts trieb, zauderte und überlegte er. Sollte er sich an England anlehnen, welches in der letzten Zeit den Beschützer Piemonts gespielt hatte, oder sollte er sich der französischen Republik in die Arme werfen? So stand er mitten zwischen den Rathschlägen der eng-

lischen Regierung, den Reclamationen und Drohungen Oesterreichs, welches sich auf Rußland stützte, zwischen dem Schrecken, den ihm die Revolution einflößte und der Gefahr, die Lombardei und Venedig zu verlieren, wenn er noch lange zauderte. Endlich entschied er sich, das Bündniß, was ihm die provisorische Regierung in Mailand anbot, anzunehmen. Seine Armee überschritt den Tessin; aber er war immer bereit, die Erhebung Italiens zu verrathen, sobald der Strom der Republik ihm zu mächtig werden sollte oder sobald die Armee Oesterreichs siegreich sein würde. Keinenfalls wollte er die letzte Brücke zwischen sich und Oesterreich abbrechen. Deshalb wählte er in seiner Kriegführung ein Zaudersystem, welches begreiflich erscheint, wenn man es aus den angegebenen Gesichtspunkten betrachtet; deshalb verharrte er, nachdem er sein Hauptquartier in Cremona genommen hatte, zwanzig Tage in einer vollständigen Unthätigkeit, anstatt die Vereinigung der Garnisonen von Parma, Modena und Piacenza zu verhindern, anstatt das Corps der Generals Benedek zu cerniren und dem Marschall Radetzky den Rückzug über den Po abzuschneiden. Eine lebhafte, eine schleunige, ja eine stürmische Verfolgung der österreichischen Truppenmassen war ein Gebot der Nothwendigkeit; Karl Albert ließ alle Vortheile entschlüpfen und ließ dem alten Radetzky Zeit, seine Truppencorps zu sammeln, zu concentriren und Verstärkungen an sich zu ziehen. Lamartine bot im Namen der französischen Republik dem

General Pepe an, hunderttausend Soldaten sollten zur Hülfe Italiens von den Alpen herabsteigen — Karl Albert verweigerte die Hülfe aus Furcht vor der Revolution.

Venedig war, weil es die Republik proclamirt hatte, für Karl Albert ein Hinderniß in seinen ehrgeizigen Plänen, welche nach der Krone Italiens strebten. Manin und die andern Mitglieder der provisorischen Regierung hielten in der jungen Republik die Ordnung in einer musterhaften Weise aufrecht; in der Verwaltung herrschte Rechtschaffenheit und Mäßigung; nirgends Tumult, nirgends Geschrei und Unordnung. Pabst Pius sandte der Republik seinen Segen, die englische Regierung protegirte sie — eine solche Republik konnte in Italien Nachahmung finden und für die Pläne Karls Alberts sehr gefährlich werden. Dieses Mißtrauen des Königs sprach sich sofort aus, sobald die sardinische Armee venetianisches Gebiet betrat. Die Anhänger Karl Albers wunderten sich, daß die Republik sich nicht beeile, auch ihr Schicksal in die Hände des Königs zu legen; die Regierung der Republik beklagte sich mit Recht über das unselige und verdächtige Zaudersystem, welches alle Bewegungen der sardinischen Armee lähmte. Udine wurde von den österreichischen Truppen bedroht, welche aus Tyrol der Armee Radetzky's zu Hülfe kamen. Manin schickte Boten auf Boten in das Lager Karl Alberts, um ihn aufzufordern die Isonzolinie zu vertheidigen. „Es handelt sich um die Ehre des piemontesischen Namens“, schrieb Manin an den König, „wenn wir

Friaul im Stich lassen, Friaul, dessen Bevölkerung sich so verdient um das Vaterland gemacht hat." Ja, die österreichischen Truppencorps hätten Friaul niemals bedrohen können, wenn Karl Albert die Alpenstraßen besetzt hätte, welche aus Tirol nach Italien führen. Auch nicht ein Mann hätte aus den österreichischen Erblanden dem alten Radetzky zu Hülfe kommen können! Aber Karl Albert hatte unbegreiflicherweise alle Alpenstraßen unbesetzt gelassen. Auch jetzt noch beharrte er in seinem Zaudersystem, obschon die Gefahr immer näher heranrückte. Der verrätherische König wollte Venetien wieder den Oesterreichern überliefern, weil seine ehrgeizigen Pläne an der Republik scheiterten. Ohne ihn irgendwie zu hindern, ließ er den Feind den Isonzo überschreiten. Jede Stadt bereitete sich zum Widerstande vor. Noch hätte ein Befehl Karl Alberts an den General Durando, vorzurücken, das venetianische Gebiet vor der österreichischen Invasion retten können. In keinerlei Weise war dem verrätherischen Könige dieser Befehl abzuzwingen. Der Feldmarschall Nugent drang in Friaul ein, ließ Palma Nova liegen, da die Stadt sich weigerte, sich zu ergeben, und marschirte auf Udine. Vergebens lieferten die Freiwilligen von Udine und Belluno seinen Truppen täglich Gefechte; ihr Muth vermochte nichts gegen die Uebermacht. Udine wurde cernirt und zur Uebergabe aufgefordert. Die Bürger wiesen jede Capitulation zurück. Dann begannen die Oesterreicher den Angriff. Während drei Stunden

wurde die Stadt mit einem wahren Hagel von Wurfgeschossen überschüttet. Aber die tapfern Bürger wankten nicht. Noch einmal ließen die Vertreter der Commune einen dringenden Hülferuf an General Durando ergehen. Durando entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit. Da ergab sich die Stadt. Nugent rückte immer weiter im Friaul vor. Die kleinen Städte Osopo, Belluno und Cadore setzten ihm einen hartnäckigen Widerstand entgegen. Endlich gab Karl Albert nun dem General Durando Befehl, dem Corps Nugents entgegenzurücken. Die drohende Gefahr schien ihm denn doch aus seinem Zaudersystem und aus seinen verrätherischen Plänen gegen die Republik aufzuschrecken. Er selbst rückte mit seiner Armee, welche jetzt aus 70,000 Mann bestand, vor, um Peschiera zu belagern, und sich endlich im Besitz des Gardasee's und der wichtigsten Alpenstraßen zu setzen, welche durch Tirol nach Italien führen. Bei Pastrengo erfocht die italienische Armee über die österreichische einen glänzenden Sieg und warf dieselbe auf Verona zurück.

Währenddem drang Nugent weiter vor, und nahm Belluno und Feltra. Die Bürger von Treviso vertheidigten sich tapfer und wiesen alle Aufforderungen zur Uebergabe zurück. Dann rückte er auf Vicenza. Vicenza ist nur eine offene Stadt; aber der Besitz der Stadt war für den gegenwärtigen Krieg von enormer Wichtigkeit. Ihre einzige Vertheidigung bestand in den

schnell improvisirten Barrikaden; hinter den Barrikaden standen dreißigtausend Bürger, welche den festen Willen hatten, die Stadt auf das Aeußerste zu vertheidigen. Eine Beschießung während einer Stunde erschütterte ihren Muth nicht im mindesten. Durando kam der Stadt mit einem Truppencorps von 10,000 Mann zu Hülfe; er schien bereit, seine frühern Fehler wieder gut zu machen. In der Nacht gegen 11 Uhr begannen die Oesterreicher ihren Angriff. Die Stadt wurde mit einem Hagel von Wurfgeschoß überschüttet. Die Einwohner verrichteten Wunder der Tapferkeit. Alle Angriffe wurden zurückgeschlagen. Aber nun änderte der Feldmarschall Radetzki seinen Feldzugsplan. Die Langsamkeit und das Zaudersystem des Königs von Piemont hatten ihm möglich gemacht, seine Armee zu reorganisiren und dieselbe an Zahl bis auf die Stärke der italienischen Armee zu bringen. Aus der Unbeweglichkeit ging es nun zu einem thatkräftigen Handeln über. Aus der Defensive trat er in die Offensive. Sein Plan war reif und wohl überlegt. Bei Curtatone und Montanero warf er die toskanischen und neapolitanischen Truppen, nachdem dieselben in einer bewundernswerthen Weise gegen die Uebermacht Stand gehalten hatten. Bei Goito fand er sich dem Corps des Generals Bava gegenüber. Die österreichischen Truppen schlugen sich mit Tapferkeit und Ausdauer. Fünfmal griffen sie an, aber fünfmal wurden sie zurückgeschlagen. Es war ein heißer Tag. Bis sieben Uhr Abends dauerte

der Kampf. Da traf die Nachricht vom Falle Peschiera's auf dem Schlachtfelde ein. Radetzki befahl den Rückzug. Dreitausend österreichische Soldaten lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde. Es war ein glänzender Sieg, den die italienische Armee gegen bei weitem überlegenen Truppenmassen gefochten hatte. Hätte Karl Albert sofort jetzt wieder Radetzki angegriffen, so hätte wahrscheinlich der Feldzug von 1848 einen andern Ausgang gehabt. Aber wieder ließ er mehrere Tage in unglaublicher Unthätigkeit verstreichen. Radetzki verließ seine Stellung zwischen Goito und Curtatone und schlug die Straße nach Padua ein, indem er dem Marschall Welden Befehl gab, mit einem neuen Truppencorps aus Tirol herbeizueilen und auf Vicenza zu marschiren. Und was geschah von Seiten des Sardenkönigs und seiner Generale, um die Taktik Radetzki's zu durchkreuzen? Noch wäre es Zeit gewesen, auf das linke Mincioufer herüber zu gehen, und die Vereinigung der verschiedenen österreichischen Corps zu hindern. Statt dessen beschränkte er sich auf eine Recognoscirung in der Richtung von Curtatone und Montanero. Mehrere Tage verflossen in Berathungen und am Verwerfen von Plänen, welche man eine Stunde vorher gefaßt hatte. Zehn Tage wurden in Märschen und Contremärschen verloren. Der König dehnte seine Linie über das Maß aus, statt sie zu concentriren. Er hätte Verona angreifen können, welches von dem Armeecorps, was zu seiner Vertheidigung bestimmt war,

entblößt war; er hätte den Oesterreichern kühn unter die Mauern von Vicenza folgen können; aber er überließ die Stadt ihrem Schicksal.

Um 4 Uhr Morgens begannen 'die Oesterreicher die Angriffe auf Vicenza. Es entstand ein wüthender Kampf. Während sechs Stunden schlug man sich. Das Blut floß in Strömen. Am heftigsten stritt man um den Besitz des Monte Berico, welcher den Schlüssel der italienischen Position bildete. Die Italiener und die Schweizer, welche ihn vertheidigten, haben an diesem Tage Wunder von Tapferkeit gethan. Zwölftausend Mann führten die Oesterreicher zum Sturm heran. Gegen einen solchen Sturm konnten sich selbst die unerschütterlichen Vertheidiger nicht behaupten. Als sich die Oesterreicher im Besitz der Position gesetzt hatten, überschütteten sie die Stadt mit einem Hagel von Bomben, Granaten und Wurfspießen aller möglicher Art. Die Nacht brach endlich herein, um diesem entsetzlichen Kampfe ein Ziel zu setzen. Da überlegte General Durando mit Recht und mit kaltem Blute die Lage der Stadt. Sollte er Vicenza allen Schrecken eines Sturmes aussetzen? Er hatte weder ein Versprechen von Karl Albert, ihm zu Hülfe zu kommen, erlangen können, noch hatte er irgend eine Aussicht auf Entsetzung. Noch konnte er eine günstige Capitulation von dem Feinde erhalten. Sollte er sie verweigern? Das Vertheidigungs-Comité wies jedes Anerbieten einer Capitulation zurück. Da nahm General

Durando es auf sich, die weiße Fahne aufzustecken, und sandte einen Parlamentair zu der Belagerungsarmee. Die Capitulation kam zu Stande. Mit allen kriegerischen Ehren verließen die Truppen die Stadt, in ihren Reihen die Mitglieder des Vertheidigungs-Comités, finstern Blicks und die Verzweiflung im Herzen. Vicenza war durch die verrätherische Unentschlossenheit Karl Albert's, nicht durch die Vertheidigung seiner tapfern Bürger gefallen. Feldmarschall d'Aspre marschirte nun auf Padua und Treviso. In wenigen Tagen war ganz Venetien bis auf Venedig selbst und das hoch auf einem Felsen liegende Städtchen Osopo im Besitz der Oesterreicher, und die Einschließung Venedigs begann. Karl Albert hatte Venetien aufgegeben ohne einen Schwertstreich. Wenn man nicht von dem Gesichtspunkte ausgeht, daß er die Republik zwingen wollte, die republikanische Verfassung aufzugeben und sich ihm auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen, so ist das Benehmen Karl Albert's gar nicht zu erklären. Er hätte nach zwei gewonnenen Gefechten geradezu auf Vicenza marschiren können, und diesen wichtigen Punkt entsetzen. Er that es nicht, und blieb unthätig. Er hätte die Vereinigung des österreichischen Truppencorps, welches aus Tirol kam, mit der Hauptarmee verhindern können, und Radetzki angreifen. Es geschah nichts. Ein Handstreich auf das fast von Truppen entblößte Verona, von den Einwohnern in der Stadt unterstützt, würde wahrscheinlich gelungen sein. Karl Albert verharrte in

seiner gewöhnlichen Unthätigkeit und zog sich alsdann in seine alte Stellung zurück. Als dem Marschall Radetzki diese Nachricht gemeldet wurde, schien sie ihm unglaublich. Nur die bestimmtesten Versicherungen konnten ihn überzeugen.

Wie Karl Albert Garibaldi, den Helden von Montevideo, aufnahm, kann sich der Leser nach dieser Schilderung seiner Unentschlossenheit, seines Egoismus und seiner Intriguen nun selbst sagen. Der Held der Republiken am Silberstrom mit seinem Enthusiasmus, mit seinen Illusionen, mit seiner Rechtschaffenheit und Biederkeit, und dieser egoistische, verrätherische und ehrgeizige Mann! Welcher Contrast!

Am 29. Juni kam Garibaldi in Genua an. Er begab sich sofort in das piemontesische Lager, um dem Könige sein Schwert für Italien anzubieten. Karl Albert empfing ihn in frostiger Weise, gab ihm die alberne Antwort, welche jeder constitutionelle König zu geben pflegt, wenn ihm das Anerbieten oder die Bitte nicht gefällt, daß er constitutioneller König sei, und ohne seine Minister in Turin nichts thun könne; er möge deshalb nach Turin reisen, und dort die Entscheidung des Kriegsministers abwarten.

Garibaldi, als er sah, daß alle Versuche, in der Armee ein Commando zu bekommen, vergeblich waren, reiste nach Turin. Ricci war damals Kriegsminister. Garibaldi war Republikaner; Mazzini hatte ihn in das

junge Italien aufgenommen. Garibaldi war durch die Ereignisse in Genua während des savoischen Feldzuges schwer compromittirt, war zum Tode verurtheilt, nach Amerika entflohen, und hatte dort für die Republik Montevideo gekämpft. Wunderbare Nachrichten waren über seine Thaten nach Europa gekommen. Wie wäre es dem constitutionell gesinnten Kriegsminister Karl Albert's eingefallen, einem solchen Mann ein Commando zu geben? Der verrätherische König hatte sein Anerbieten unter dem eitlen Vorwande abgelehnt, daß er, ein constitutioneller König, erst mit seinem Minister reden müsse, der Minister fand eitle Vorwände genug, um ihm ebenfalls ein Commando zu verweigern. Er rieth ihm, nach Venedig zu gehen, dort das Commando einiger Fahrzeuge zu übernehmen und die Oesterreicher zu bekämpfen, dort sei er an seinem Platze.

Garibaldi antwortete dem Kriegsminister Karl Alberts: „Ich bin ein Vogel für's Freie, nicht für den Käficht," und wandte ihm den Rücken.

Aber in Mailand hörte man, daß Garibaldi mit den besten Streitern der italienischen Legion von Montevideo herüber gekommen sei, um für Italien zu kämpfen. Die provisorische Regierung ernannte ihn zum General und berechtigte ihn ein Freicorps zu organisiren. Aber sie unterstützte ihn in seinen Anstrengungen wenig oder gar nicht. Er erhielt für das zu errichtende Freicorps weder Waffen, noch Uniformen noch Geld. Aber trotz dieser

Schwierigkeiten hatte Garibaldi bald zwei Bataillone Freiwillige zusammen. Garibaldi ist der Mann dazu, aus Nichts Etwas zu schaffen. Er erließ eine Proclamation an die lombardischen Städte: „Ich habe," sagte er, „in fernen Ländern so gut, wie ich konnte, für die Ehre des italienischen Namens gekämpft. Mit einer Handvoll Tapferen bin ich aus Montevideo herübergekommen, um zu dem Siege des Vaterlandes beizutragen oder auf italienischer Erde zu sterben. Der Krieg hat einen gefährlichen Lauf genommen, die Gefahren mehren sich, auf, zu den Waffen, ihr jungen Leute! Italien braucht zehntausend, zwanzigtausend Freiwillige. Marschiren wir nach den Alpen, zeigen wir, daß wir siegen wollen und wir werden siegen." Und sie kamen, die tapfern, jungen Lombarden auf den Ruf des berühmten Führers. Waffen und Blousen kauften sie sich selbst. In kurzer Zeit standen zwei Bataillone marschfertig. Im Andenken an den in Nizza gestorbenen Freund nannte Garibaldi das eine Bataillon das Bataillon „Anzani;" das andere Bataillon kommandirte Oberst Medici, auch ein Waffengefährte aus Montevideo, der mit Garibaldi herübergekommen war, um Italien zu helfen. Garibaldi marschirte mit seinen Freiwilligen nach Bergamo. Dort fanden sie Mazzini, der ebenfalls die Muskete ergriff, und in das Bataillon Anzani eintrat. Ein Regiment Bergamasken mit zwei der Nationalgarde gehörigen Kanonen schloß sich an.

Unterdessen hatte Karl Albert, der sich immer noch in seiner zuwartenden Stellung fand, seine Armee durch Heranziehung von Verstärkungen und neuen Freiwilligen aus Piemont, aus den Herzogthümern und aus der Lombardei auf fast 80,000 Mann vergrößert. In der Zahl waren beide Armeen, die italienische und österreichische Armee sich fast gleich. Aber immer noch konnte er sich nicht entschließen, zu handeln. Täglich machte er neue Pläne; aber kein Plan wurde festgehalten, keiner wurde befolgt. Er hörte freilich den Zuruf ganz Italiens, welcher ihn vorwärts trieb; aber zu gleicher Zeit hörte er die Stimme der eigenen Klugheit und des Egoismus, welche ihm die Gefahr ankündigte und ihn zurückhielt. Er zitterte für seine ehrgeizigen Pläne. Eine verlorene Schlacht, war sie nicht eine verlorene Krone, welche er noch gar nicht einmal besessen hatte? Und wurde nicht vielleicht gar sein eigener Thron bedroht? Italien entwaffnet, die Soldaten der französischen Republik vielleicht in Italien. Er dachte an die Vorschläge, welche ihm Oesterreich früher gemacht, und welche er damals zurückgewiesen hatte. Würde es nicht möglich sein, jetzt von Neuem an diese Vorschläge wieder anzuknüpfen, von Neuem zu verhandeln. Wie, wenn er Venedig jetzt aufgebe, wenn er Venedig Oesterreich überlieferte, und sich dafür den Besitz der Lombardei sicherte? Aber es war zu spät. Früher wollte Oesterreich einen ähnlichen Vertrag mit ihm schließen, da wollte er nicht; jetzt wollte er, aber

das österreichische Cabinet verweigerte nun alle und jede Unterhandlung, die Waffen sollten entscheiden.

Länger konnte Karl Albert seine Armee unmöglich unthätig lassen. Er mußte jetzt endlich die Offensive ergreifen. Seit einem Monat stand er, ohne irgend etwas zu thun, auf demselben Fleck. Aber was war zu thun? Sollte er eine Schlacht liefern? Sollte er die Armee angreifen? Sollte er versuchen, Legnago zu nehmen; sollte er Mantua belagern? Nachdem er lange Zeit auch jetzt wieder hin- und hergeschwankt hatte, entschloß er sich für das Letztere. Es war wieder der schlimmste Entschluß, den er nur fassen konnte. Durch Entfernen der Truppen, welche zu diesem Zwecke auf das rechte Ufer des Mincio übersetzten und nach Mantua marschirten, schwächte er seine Armee um ein Bedeutendes. Radetzki that klugerweise nichts, um diese unkluge Bewegung zu verhindern. Er selbst concentrirte alle seine Truppen so viel wie möglich, um jetzt gegen die italienische Armee einen entscheidenden Schlag zu thun. An den Hügeln von Somma Campagna und Custozza fand während dreier Tage dieser entscheidende Tag statt. Durch die unkluge Ausdehnung seiner Linie, welche Karl Albert seit den letzten Tagen vorgenommen hatte, war die italienische Armee bedeutend schwächer, wie die Armee Radetzki's. Von den 70,000 Mann, aus denen sie bestand, waren nur 22,000 Mann in der Schlachtlinie gewesen. Die italienischen Truppen kämpften mit großer Tapferkeit und

mit vieler Ausdauer. Aber die Uebermacht siegte. Radetzki blieb Herr des Schlachtfeldes.

Die Folgen der Schlacht waren für Italien noch weit verderblicher, wie der Verlust der Schlacht selbst. Bisher waren die Piemontesen immer im Siege gewesen; jetzt hatten sie die Schlacht verloren. Mit dem Verlust der Schlacht war aber auch das Zutrauen geschwunden. Wie konnte man Zutrauen zu der Führung eines solchen Königs haben, den man bereits offen des Verraths anklagte. Wären statt der 22,000 Mann 50,000 Streiter auf den Hügeln von Custozza und Somma-Campagna versammelt gewesen, so hätte der Sieg auf der Seite Italiens sein müssen. Von dem Mangel an Zutrauen, der in der Armee bereits Platz gegriffen hatte, war es bis zur Demoralisation der Truppen nur noch ein Schritt. Dazu fing es an, an Lebensmitteln zu mangeln; die Verpflegung der Truppen war in unglaublich schlechter Weise organisirt. Der König beschloß den Rückzug, und marschirte mit den Resten und Trümmern seiner Truppen, welche immer noch 45,000 Mann betrugen, in der Richtung auf Mailand.

In Mailand wurde die Bevölkerung seit einigen Tagen von den heftigsten Leidenschaften bewegt, welche sich der Völker kurz vor ihrem Fall zu bemächtigen pflegen. Zuerst Erstaunen, dann Bestürzung, Niedergeschlagenheit bei den Schwachen, Begeisterung bei den Energischen; in der großen Menge plötzliche Hoffnung,

und in demselben Maße die entmuthigendste Stimmung, Zweifel und Glauben, unglaubliche Gerüchte und die Wahrheit in ihrer nacktesten Gestalt, Erzählungen aller erdenklichen Art. Die Entschlossensten bestanden darauf, daß die Regierung alle Maßregeln, welche das öffentliche Wohl erheische, selbst in die Hand nehme, und sich in keinerlei Weise mehr auf den Schutz des Königs von Sardinien verlasse.

Es geschah. Es wurde ein Vertheidigungs- und Wohlfahrtsausschuß ernannt.

Der Vertheidigungsausschuß bestand aus dem General Fanti, um zwei andern muthigen, energischen und entschlossenen Männern. Man versuchte eine der Armee günstige Diversion zu veranlassen, und einen Aufstand der Bevölkerung in Masse hervorzurufen. Um den Feind hinter der Addalinie aufzuhalten, organisirte man Freiwilligencorps, welche dem General Durando zu Hülfe gesandt wurden. Durando erhielt Befehl, sich zwischen Brescia und la Rocca d'Anfo zu halten und die Division Thurn anzugreifen. Oberst Griffini wurde mit unumschränkter Vollmacht nach Brescia geschickt. Auf Grund derselben Dispositionen marschirte Garibaldi mit seinen beiden Bataillonen nach Bergamo. Das Vertheidigungs-Comité befahl die Bewaffnung aller Bürger von achtzehn bis vierzig Jahren, und ein Theil der Nationalgarde wurde mobil gemacht. Die Mauern und Befestigungswerke wurden ausgebessert,

die Stadt verproviantirt, und Munition in Masse herbeigeschafft und angefertigt. „Es ist einstimmig beschlossen worden,“ so heißt es in einer Ansprache des Vertheidigungsausschusses an die Bürgerschaft, „daß Mailand einen verzweifelten Widerstand leisten wird. Denken wir an unsere fünf stürmischen und unsterblichen Tage, bauen wir neue Barricaden, schneiden wir die Landstraßen ab, zerstören wir die Brücken. Eine Wüste zwischen uns und unsern Feinden. Zeigen wir, daß wir auch gegen das Unglück zu kämpfen wissen, und daß, wenn wir der Uebermacht erliegen, wir der Hülfe und der Sympathien von ganz Europa würdig sind.“

Diese edle Sprache begeisterte die Gemüther. Die Stadt erinnerte sich ihrer Vergangenheit, und hielt sich für unüberwindlich. Mailand hatte doch damals, wo es von der ganzen österreichischen Armee eingeschlossen war, wo die Oesterreicher im Besitz des Castells und aller Befestigungswerke waren, den Sieg zu erringen gewußt. Heute steht der Feind draußen, die Nationalgarde hat das Schloß und die Bastionen besetzt, Barricaden erhoben sich in allen Straßen; der König zieht mit seiner Armee heran; sollten denn alle unsere vereinigten Anstrengungen nicht im Stande sein, den Feind zurückzuschlagen? —

Alle die Illusionen der letzten Stunden verschwanden vor dem Licht des Tages. Der König hatte gänzlich die Energie verloren, die Armee ihre Kraft. Von 60,000 Mann waren noch 25,000 übrig. Haufen von Flücht-

lingen bedeckten alle Straßen und verbreiteten überall Furcht und Bestürzung. Die Verpflegung der Armee war in einer entsetzlich schlechten Weise organisirt. Die Elite der Armee war, wie es in einem damaligen Rapport heißt, ermüdet, erschöpft, wirklich todt vor Hunger, und konnte sich kaum mehr aufrecht halten.

Morgens am 4. August traf Radetzky mit seiner Armee vor Mailand ein. Sie bestand aus 35,000 Mann. Drei andere Corps waren noch im Anzuge. Die italienische Armee, welche sich an die Stadt lehnte, und die Bevölkerung derselben im Rücken hatte, hätte den Oesterreichern Widerstand leisten können; aber sie befand sich, wie schon erwähnt worden ist, in einem beklagenswerthen Zustande. Die österreichische Armee befand sich dagegen in einem vortrefflichen Zustande. Sie hatte Ueberfluß an Lebensmitteln, wurde wohl verpflegt, war mit Munition wohl versehen, und war stolz auf die kürzlich errungenen Erfolge. Sie brannte vor Begierde, jetzt die Stadt im Sturm zu nehmen, aus der sie vor Kurzem in so kläglicher Weise hinausgeschlagen war. Gegen eilf Uhr begann der Kampf. Die Piemontesen schlugen sich mit gewohnter Bravour, die Bürger fochten mit der Anstrengung und Tapferkeit von Männern, welche ihren eigenen Heerd vertheidigen. Lange schwankte der Kampf hin und her. Dann wich in der Kampflinie eine Brigade, welche in der Flanke angegriffen wurde, zurück. Sie ließ eine Batterie und viele Gefangene in den Händen

der Feinde. Es war drei Uhr. Die Piemontesen zogen sich bis hart an die Mauern der Stadt zurück. Jetzt läuteten sämmtliche Glocken der Stadt zum Sturm. Jeder nahm seinen Platz auf den Barrikaden ein. Die Häuser in der Vorstadt, welche der Vertheidigung im Wege standen, wurden von ihren eigenen Besitzern angezündet. Alles war zu einer verzweifelten Vertheidigung fertig.

Währenddem zog der König aus allen Quartieren Nachrichten über die Lebensmittel und Munitionsvorräthe ein, welche überhaupt in der Stadt vorhanden waren. Wie viel Wochen, wie viel Tage werde sich die Stadt halten können? Die Nachrichten lauteten verschieden. Von einer Seite lauteten die Berichte überaus günstig. Mehl für acht Tage, Getreide für vierzehn Tage, eine in der Stadt selbst angelegte Pulverfabrik liefere unerschöpfliche Vorräthe an Pulver. Zehn- bis fünfzehntausend Freiwillige könnten in wenigen Tagen in der Stadt sein; auch die Umgegend könne Lebensmittel zur Genüge beschaffen. Schlimmstenfalls könne man ja die französische Alpenarmee zur Hülfe herbeirufen. Dagegen liefen von der andern Seite beim Könige sehr trübe Berichte ein, in denen behauptet wurde, daß die vorhandenen Lebensmittel und Pulvervoräthe höchstens auf zwei bis drei Tage genügen würden.

Bei der Verschiedenheit dieser Berichte beschloß Karl Albert einen Kriegsrath zusammenzurufen. Die Generale

waren der Meinung, daß Mailand keinen ernsten Widerstand leisten könne. An der Adda besiegt, gäbe es für die Armee nur noch eine Vertheidigungslinie, die Linie Piacenza, Alessandria, Genua. Eine offene Stadt, wie Mailand, können höchstens einen Widerstand von achtundvierzig Stunden leisten; dann müßte die Stadt ganz unnützerweise allen Gräueln des Sturmes und der Plünderung Preis gegeben werden. Besser sei es, die Stadt u übergeben, und auf diese Weise Sardinien für Italien zu erhalten. Der König gab dieser Meinung Gehör und beschloß zu capituliren. In der Nacht begaben sich die Generale Rossi und Lazzari als Parlamentäre in das österreichische Lager. Die Capitulation kam zu Stande. In der Stadt sollten die Personen und das Eigenthum der Bürger respectirt, die rückgängige Bewegung der Armee in zwei Märschen ausgeführt werden. Um Mittag werde Radetzky in die Stadt einziehen und dieselbe besetzen.

Als die Nachricht von dem Abschluß der Capitulation in der Stadt bekannt geworden war, entstand eine fürchterliche Aufregung. Zorn, Wuth und Erbitterung ergriff die Bevölkerung; man war außer sich, man fluchte dem König und sich selbst, daß man sich einem solchen Verräther anvertraut hatte. Vor dem Palaste Grippi, wo der König wohnte, fanden fürchterliche Scenen statt. Eine tobende Menge hatte sich dort versammelt, und erging sich in wilde Verwünschungen und in herzzerreißende Kla-

gen. Die Wagen, in denen der König abreisen wollte, wurden in Stücke zerbrochen, die Pferde ausgespannt. „Tod den Oesterreichern, schlagen wir uns, der König ist ein nichtswürdiger Verräther", diese und ähnliche Rufe wechselten mit einander ab.

Der König erschien auf dem Balcon des Palastes. Bleich und angegriffen, versuchte er seine Angst niederzukämpfen und die tobende Menge zu beruhigen. Er sprach von der Unmöglichkeit der Vertheidigung und von seiner Absicht, unnützes Blutvergießen hindern zu wollen. Er habe seine Pflicht sowohl als König, wie als Soldat gethan.

Gemurmel, Verwünschungen und Vorwürfe antworteten ihm, welche ihm ins Herz trafen.

„Gut denn," rief er, „ich kann keine bessern Bedingungen erhalten. Versucht es, ob Ihr bessere erhalten könnt. Und wenn es nicht ist, wenn Ihr Euch um keinen Preis ergeben wollt, so werde ich bleiben, mit Euch kämpfen und mich unter den Trümmern der Stadt mit Euch begraben."

Diese Worte beruhigten den tobenden Haufen. Ein Maueranschlag verkündigte der Bürgerschaft, daß der König sein Ehrenwort gegeben habe und sein Leben als Garantie anbiete, daß er mit seiner ganzen Armee bis auf den letzten Mann kämpfen werde.

Aber die Entmuthigung und die Anarchie hatten sich bereits der Armee bemächtigt. Die Soldaten verließen,

wahrscheinlich in Folge der frühern Befehle, die Wälle. Der Erzbischof, der Podesta und andere Bürger, welche die Vertheidigung der Stadt ebenfalls für unmöglich hielten, begaben sich ins Lager und unterzeichneten eine zweite Capitulation auf derselben Grundlage, wie die erstere. In der Nacht reiste der König ab, oder, er entfloh vielmehr. Nochmals hatten schreckliche Scenen vor dem Palaste Grippi stattgefunden. Die Haufen, welche sich gegen Einbruch der Nacht dort versammelt hatten, ließen die Rufe „Tod Karl Albert, Tod dem Verräther“ hören, es wurden Flintenschüsse abgefeuert, man versuchte mit Gewalt in den Palast einzudringen, und Feuer an das Haus zu legen. Nur mit der größten Anstrengung gelang es dem General La Marmora, die Flucht des Königs durch die Porta Vercellina zu decken.

Als die Flucht des Königs und die Unterzeichnung der neuen Capitulation bekannt wurde, rüsteten sich Hunderte zur Abreise. Eine unübersehbare Menge zog aus den Thoren; Männer aller Stände, Frauen, Kinder, Greise, ganze Famlien, von Allem entblößt, die Verzweiflung im Herzen, verließen ihre Vaterstadt, um sich ins Exil zu begeben. Die piemontesischen Soldaten verließen ihre Reihen, trugen die Kinder, und führten die Schwachen und die Greise. Es war ein beklagenswerthes Schauspiel. Um 8 Uhr zogen die österreichischen Truppen ein. Die Straßen waren verlassen, die Häuser waren ge-

schlossen, Mailand glich einer ausgestorbenen Stadt. Die Soldaten lagerten auf den öffentlichen Plätzen; mit brennenden Lunten standen die Kanoniere neben den Geschützen. Der Belagerungszustand wurde über Mailand ausgesprochen.

Als die Freiwilligen-Corps, welche in der Lombardei standen, Nachricht von der Uebergabe Mailands erhielten, lösten sie sich theilweise auf, theilweise waren sie auf ihren Rückzug bedacht. Oberst Griffini verließ mit 5000 Mann Brescia, passirte das Ogliothal, zog durch die Schweiz und begab sich auf diesem Wege nach Piemont. General Durando passirte nach einem Rencontre mit dem General d'Aspre ebenfalls glücklich den Tessin. Nur Einer war weder entmuthigt, noch wollte er den Kampf für die Unabhängigkeit und Freiheit seines Vaterlandes aufgeben — Garibaldi. Er erhob von Neuem die Fahne der italienischen Unabhängigkeit. Als er nach seinem Auszuge aus Mailand in Bergamo angekommen war, erhielt er von der provisorischen Regierung den Befehl, schleunigst zurückzukehren. In Eilmärschen begab er sich nach Mailand. In Monza erfuhr er, daß Mailand capitulirt hatte, und daß ein Regiment Cavallerie abgegangen sei, um ihn zu verfolgen.

Garibaldi trat nun seinen Rückzug nach Como an. Er wollte am Fuß der Alpen von Neuem den Krieg gegen Oesterreich organisiren. Die Stärke seines Corps betrug damals 5000 Mann. Aber auch unter den

Freiwilligen war nach den Vorgängen in Mailand Entmuthigung und Demoralisation eingerissen. Sie verließen in Massen die Reihen; in Como betrug das Corps nur noch 500 Mann. Trotzalledem gab Garibaldi seinen Widerstand nicht auf. Seine Getreuen ernannten ihn zum Obergeneral der italienischen Volksarmee. Er erließ von Comerlata aus eine Proklamation, in der er den König von Sardinien für einen Verräther an der Sache Italiens erklärte, uud alle Führer von Freischaarencorps, welche noch gegen Oesterreich im Felde standen, aufforderte, sich mit ihm zu vereinigen. In Camerlata wollte er seine kleine Armee neu reorganisiren.

Leider hatten die Aufforderungen keinen Erfolg. Die Desertion dauerte fort. Garibaldi wollte jetzt ebenfalls über den Tessin nach Sardinien zurückkehren, da gelang es den Bemühungen des Obersten Medici noch einige hundert Freiwillige zusammenzuziehen. Das Corps bestand jetzt wieder aus 500 Mann. Garibaldi faßte von Neuem Hoffnung. Jedenfalls wollte er das Land nicht ohne Kampf verlassen. Er erließ eine Proklamation, und forderte darin die Italiener auf, sich selbst zu vertrauen und im Widerstande auszuharren. Dann marschirte er nach Arona, nahm dort mehrere Dampfer und Segelfahrzeuge weg, und setzte mit seinem Corps nach der andern Seite des Sees, nach Luino über.

Garibaldi litt gerade damals an einem intermittirenden-Fieber. Um einige Stunden zu ruhen, legte er sich

im Wirthshause, einem vereinzelten, am Rande des Dorfes stehenden Gebäude, aufs Bett. Oberst Medici traf währenddem die zur Sicherheit des Corps nöthige Dispositionen.

Kaum hatte Garibaldi eine halbe Stunde geschlafen, als er durch die Rufe: „Die Oesterreicher, die Oesterreicher!“ geweckt wurde. Er springt aus dem Bett, recognoscirt aus dem Fenster das Terrain, und sieht ein österreichisches Detachement von 1000—1200 Mann auf der Heerstraße heranmarschiren. Nun theilt er sein kleines Corps in zwei Abtheilungen. Die eine ward auf der Straße aufgestellt, um den Oesterreichern die Spitze zu bieten; die andere wurde seitwärts postirt, um eine Umgehung zu verhindern, und in dem zu bestimmenden Moment die Feinde in den Flanken anzugreifen.

Bald ist die österreichische Colonne auf Schußweite herangekommen. Die Colonne Garibaldi's eröffnete den Angriff. Die Oesterreicher leisteten einen hartnäckigen Widerstand. Da ruft Garibaldi, der zu Pferde in der Nähe des Wirthshauses hielt, die seitwärts postirte Colonne hervor, und während dieselbe den Oesterreichern in die Flanke fällt, macht er einen neuen Angriff. Die Oesterreicher können dem doppelten Angriff nicht widerstehen; sie gerathen in Verwirrung und ziehen sich schleunigst auf der Straße zurück. Hundert Gefallene und Verwundete bedecken den Wahlplatz; achtzig Gefangene bleiben in den Händen des Siegers.

Am nächsten Tage führt Garibaldi sein Corps nach Varese. Dort erfuhr man von einem gefangenen österreichischen Spion, daß drei österreichische Corps auf Varese in Anmarsch seien. Das Eine marschirte auf Varese, das Andere auf Como, das Dritte auf Luino. Garibaldi war nun gezwungen, Varese so schleunig wie möglich zu verlassen; denn die Oesterreicher hatten offenbar im Sinne, sich zwischen ihm und dem Luganer See zu werfen, um ihm die Möglichkeit des Rückzugs nach der Schweiz oder nach Piemont abzuschneiden. Garibaldi zog deshalb nach Luino zurück, und gelangte unbehindert nach Arcisate und Viggia. In Luino wurde Oberst Medici, der die Avantgarde commandirte, von dem österreichischen General Aspre angegriffen und von Garibaldi getrennt. Die Avantgarde bestand aus ungefähr 100 Mann. Medici, der mit diesen 100 Mann eine vortreffliche Stellung am Berge San Masseo eingenommen hatte, nahm den Kampf auf. Länger als vier Stunden bot er dem österreichischen Armeecorps, welches eine Stärke von 5000 Mann hatte, die Spitze. Als die letzte Patrone verschossen war, trat das tapfere Häuflein auf schweizerisches Gebiet über.

Währenddem verfolgte Garibaldi seinen Marsch nach Luino. Bevor er in Luino ankam, erhielt er die Nachricht, daß der Ort bereits von den Oesterreichern besetzt sei. Durch die Besetzung Luino's wurde der Rückzug in die Schweiz sehr gefährdet. Garibaldi marschirte deshalb nach Murazzone.

Kaum war Garibaldi in Murazzone eingetroffen, als er sich von einem österreichischen Armeecorps von 5000 Mann angegriffen sah. Vier Stunden dauerte der Kampf. Immer wieder wurden die Oesterreicher zurückgeworfen. Man schlug sich Mann an Mann. Nicht einen Fuß breit Erde konnten die Oesterreicher gewinnen. Dann brach die Nacht an. Nun formirte Garibaldi seine Streiter in dichtgeschlossenen Colonnen. Mit gefälltem Bajonett, dicht aneinander gedrängt, erzwangen sie sich einen Ausweg durch die österreichischen Truppen. Hinter den österreichischen Linien, eine Stunde von Murazzone, löste der General das Corps auf. Es war so für den Einzelnen leichter, auf schweizerisches Gebiet überzutreten. Als Bauer verkleidet, entkam Garibaldi selbst über den See nach Lugano.

Fünftes Kapitel.

Das Schwert Italiens.

Garibaldi begiebt sich nach Rom. Manara's Zug nach Rom. Die Lage der römischen Republik. Charakteristik und Politik Pio Nono's. Mazzini, Armellini, Saffi, die Triumvirn der römischen Republik. Zweifel und Besorgnisse der römischen Regierung, Garibaldi's Dienste anzunehmen. Garibaldi, General der römischen Republik. Sein Einzug in Rom. Garibaldi schlägt die Franzosen am 30. April. Charakteristik der französischen Expedition gegen Rom. Oudinot's Intriguen und Verrath. Ferdinand v. Lesseps. Der 13. Juni in Paris. Garibaldi's Feldzug gegen die Neapolitaner. Gefecht und Sieg bei Palestrina. Rückkehr nach Rom. Die neue Expedition gegen die Neapolitaner. Gefecht und Sieg bei Velletri. Rossetti's Unentschlossenheit. Abzug der Neapolitaner. Manara, Rozzat, Ferrari, Hoffstetter, Masina. Garibaldi's Diversion nach den südlichen Provinzen. Einzug in Anagni, Frosinone, Ceprano. Rückkehr nach Rom.

Die Vertheidigung Roms ist eine der glänzendsten Epochen in Garibaldi's Leben. Wenn auch durch den Erfolg, aber an Glanz und Ruhm wird sie durch die Befreiung Siciliens und Neapels nicht übertroffen. Garibaldi war während der Belagerung Roms durch die Franzosen im eigentlichen Sinne des Wortes das Schwert

Italiens und der römischen Republik. So lange der Name der ewigen Stadt auf der Erde lebt, so lange wird auch Garibaldi's unsterblicher Name im Gedächtniß der Menschen bleiben.

Als bei Murrazone die letzten Schüsse im italienischen Feldzuge von 1848 gefallen waren, ging Garibaldi durch die Schweiz nach Sardinien zurück und, begab sich nach Genua. Bald nach seiner Ankunft kam eine Deputation von Sicilianern nach Genua, um ihn aufzufordern, nach Sicilien zu kommen und dort seinen Degen der Revolution zu leihen.

Garibaldi sammelte in Genua ungefähr 500 Freiwillige und schiffte sich mit diesen nach Sicilien ein. Bei seiner Landung in Livorno erfuhr er die gefährliche Lage der Dinge in Rom. Er hielt seine Anwesenheit dort für nöthiger, wie in Sicilien, schiffte sich aus und marschirte nach den Marken. Andere Freischaarenführer hatten den Weg nach den Marken schon vorher eingeschlagen. Manara, der seinen Namen bereits während des fünftägigen, heroischen Straßenkampfs in Mailand, mit Ruhm bedeckt hatte, und dann an der Spitze der „Colonne Manara" während des lombardischen Feldzuges an der Tiroler Grenze focht, der Schöpfer der Bersaglieri in der piemontesischen Armee, hatte sich nach der Schlacht bei Novara, in der er zwei Stunden das Vorrücken der ihm an Zahl bei weitem überlegenen österreichischen Truppen aufhielt, mit der lombardischen Division und 16 Geschützen

ins Gebirge südlich von Genua gezogen, in der Absicht, sich nach Rom durchzuschlagen. Durch Unwissenheit oder Verrath dirigirte man die Division nach einem Orte, wo die Straße aufhörte, und die Artillerie nicht mehr folgen konnte. Die übrigen Bataillonskommandanten kehrten nun um; aber Manora überschritt mit seinem Bataillon auf Fußwegen unter großen Anstrengungen die Apeninnen, schiffte sich ein, und kam im April in Rom an. Er kommandirte während der Belagerung der ewigen Stadt sein Regiment lombardischer Bersaglieri, welche er, in zwei Bataillonen auf die Stärke von 900 Mann gebracht hatte. Die Thaten dieses Regiments füllen in der denkwürdigen Belagerung der Stadt und in den Schlachten gegen die neapolitanischen Truppen bei Velletri und Paläſtrina einige der glänzendsten Blätter der Geschichte. Manara fiel bei den letzten Stürmen auf Rom, durch eine französische Kugel in die Brust getroffen, noch nicht sechsundzwanzig Jahr alt, für die Freiheit Italiens, zu dessen glänzendsten Zierden er durch seinen Muth, durch seine Intelligenz, durch seine heroische Aufopferung, durch Schönheit des Körpers und durch Adel der Seele für immer gehören wird. Er stammte aus einer sehr reichen und angesehenen Familie Mailands und war mit einer der schönsten Frauen der Stadt vermählt.

Bevor ich mit der Schilderung der glänzendsten Epoche im Leben des großen Diktators beginne, muß ich eine kurze Darstellung der damaligen römischen Zustände und

Verhältnisse geben. Johann Maria Mastai, aus einer gräflichen Familie entsprossen, hatte als Pius der Neunte im Jahre 1846 den päpstlichen Stuhl bestiegen. Pius der Neunte damals, und Pius der Neunte heute, welcher Contrast! Aber der Contrast ist nur scheinbar. Johann Maria Mastai ist immer derselbe geblieben, derselbe eitle egoistische, ehrsüchtige Mann. Alle Wandlungen in seinem politischen Leben gingen aus Eitelkeit, Egoismus und Ehrsucht hervor. Pius der Neunte ist ohne Herz für sein Volk, für das unterdrückte Italien, ohne jede ideale Anschauung, ohne jedes Streben für die Einheit und Freiheit seines unglücklichen Landes, ohne alle großen, persönlichen Eigenschaften. Dieselbe Wandlung, welche im Jahre 1846 mit ihm vorging, hatte er früher als Bischof von Spoleto während der nationalen und liberalen Erhebung in der Romagna schon einmal durchgemacht. Garibaldi, dem seine einfältigen Neider staatsmännische Klugheit absprechen, hat ihn mit seinem klaren Verstande von Anfang an richtig durchschaut. Pius der Neunte war nur der Anhänger und Schöpfer nationaler und liberaler Bestrebungen, so lange dieselbe als Basis seiner Eitelkeit und seines Egoismus dienen konnten. Mit dem Eintritt reactionärer Strömungen in der italienischen Geschichte während der letzten zwanzig Jahre ging er sofort in das Lager der Feinde Italiens, der Oesterreicher und Bourbonen über. Pius der Neunte hat nicht einmal, er hat zweimal Italien verrathen. Nie ist ein so wahres Urtheil

über diesen schwachen, eitlen, egoistischen und verrätherischen Mann gesprochen worden, als Garibaldi's Worte auf dem Largo del Palazzo in Neapel: „Ich sage Euch, Euer vornehmster Feind ist der Papst.“ —

Im Jahre 1846 war die politische Strömung in Italien national und liberal. Mit klugem Auge erkannte der Papst den Charakter derselben. Als Papst, an der Spitze der katholischen Christenheit lenkte er in diese Bahn ein, um an die Spitze des „neuen Italiens“ zu treten. Er wiederholte den Versuch, mit dem er schon einmal als Bischof von Spoleto und Imola debütirt hatte. Das Volk ist gutmüthig und leichtgläubig, das italienische Volk in der Beweglichkeit seines Wesens noch weit mehr, wie die Völker des Nordens. Die ersten Regierungsakte des neuerwählten Papstes waren der Akt wider den Unfug des Nepotismus und das Amnestie-Decret. Welchen Jubel brachten diese beiden Akte unter der Bevölkerung Roms hervor! Der Enthusiasmus der Römer gefiel Pius dem Neunten. Das Beifallklatschen und das Evvivarufen der braven Romagnolen war noch nicht aus seinem Gedächtniß verschwunden. Eine Eisenbahn-Kommission und eine Kommission für Ausarbeitung einer neuen Prozeßordnung wurde von der päpstlichen Regierung niedergesetzt, Ghizzi, Legat von Forli, wurde zum Staatssecretair ernannt. Wer die verrotteten römischen Rechtszustände, die Priestercollegien, die Ausnahmsgerichte kennt, wer weiß, in welcher fast unglaublichen

Weise principell in den römischen Staaten alle Straßen und Verkehrswege vernachläsigt sind, wird sich nicht wundern, daß der Enthusiasmus für Pius den Neunten zur Begeisterung stieg. Die Berufung eines Staatskonseil, in dem die achtbarsten und populärsten Männer aus den Provinzen zum Beirath des Papstes berufen wurden, um ihn in seinen Reformen zu unterstützen, konnten nur dazu dienen, um diese Begeisterung für den Papst zu erhöhen. Der Ruf „Evviva Pio Nono!“ und die Einheit und Freiheit Italiens schien durch die ganze Halbinsel gleich bedeutend zu werden.

Indeß bereits im Juni 1847 ging mit Pius dem Neunten eine Veränderung vor. Die Kabinette von Paris und Wien begannen auf ihn Einfluß zu gewinnen. Am 23. Juni 1847 verbot der neue Staatssecretair Ghizzi die Volksversammlungen und die außerordentlichen Aufzüge und Manifestationen. Aber der Sturm des Volkes gegen diese reactionären Maßregeln war so stark, daß der Papst noch einmal in die Bahn der Reorganisation des römischen Staates im Innern und einer italienisch-nationalen Politik nach Außen gedrängt wurde. Der Gedanke eines italienischen Bundes tauchte in seinem eitlen Kopfe auf. Er an der Spitze eines italienischen Bundes! — Die mitterweile ertheilte Municipalverfassung der Stadt Rom, der neu constituirte Zollverein zwischen Piemont, Toscana und dem Kirchenstaat waren die ersten Folgen der neuen Schwenkung in die Bahn der nationalen und liberalen Politik.

Aber nun brach die Revolution in Paris aus. Die Worte „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" tönten über die Alpen und riefen die Völker zum Aufstande und zum Kampfe für ihre nationalen Rechte. Der Absolutismus in Sicilien und Neapel wurde durch die Erhebung Palermo's erschüttert. Mailand kämpfte seinen fünftägigen Heldenkampf, die Lombardei war frei. Johann Mastai sah, daß die Bewegung im Begriff stand, weit über seine kleinlich angelegten Reformen und über seine schwache Idee eines „italienischen Bundes" hinwegzugehen. Da schlug Pius der Neunte offen die Bahn des Rückschritts ein, auf der ihn Italien schon einmal als Bischof von Spoleto und Imola gesehen hatte. Der Encyclica am 27. April 1848 war der erste Schritt auf dieser Bahn des Rückschritts. Er sagte sich dadurch auf das Unzweideutigste sowohl von der Revolution, als von dem Kriege mit Oesterreich los. Zu der Einsetzung eines neuen liberalen und nationalen Ministeriums wurde er einzig und allein durch die hochgehenden Wogen der Revolution gezwungen. Die Stellung des Papstes gegen die römischen Kammern, welche am 5. Juli zum ersten Male zusammen berufen wurden, war ebenso zweideutig, wie die Stellung der Kammern gegen das Ministerium. Die Kammern wurden vertagt und der Papst ernannte den berüchtigten Rossi zum Minister.

Mit der Ernennung Rossi's beginnt die verrätherische und nichtswürdige Politik, welche der Papst seit jener Zeit

immer gegen die Einheit und Freiheit Italiens innegehalten hat, und welche heute in dem Banditenwesen und in dem Bündniß mit dem Letzten der Bourbonen, mit dem halbblödsinnigen Franz dem Zweiten, ihren Höhepunkt findet. Am 15. November traten die neuen Kammern zusammen. An diesem Tage traf den verrätherischen Rossi verdienterweise ein wohlgezielter Dolchstoß. Eine siegreiche Revolution begleitete diesen gerechten Akt der Justiz des nationalen Italiens.

Nach einigen Tagen entfloh der Papst in Begleitung des bairischen Gesandten, Graf Spaur, heimlich aus Rom, nachdem er Alles zugestanden hatte, was die Revolution von ihm forderte. Er floh nach Gaeta, zu dem erbittertsten Feinde Italiens, zu einem der größten Despoten, welche seit den Tagen des blutbefleckten Römerkaisers Nero in Italien regiert haben, zu dem „Re Bomba“, dem Vater des jetzt im Palaste Farnese residirenden Franz des Zweiten. Von Gaeta aus widerrief der Papst seine ganze kurze revolutionäre Vergangenheit. Der eitle, egoistische und schwache Mann war wieder auf dem politischen Standpunkte angekommen, den er einhielt, als er noch Johann Mastai hieß.

In Rom war sein ehemaliges Ansehn schon seit dem Frühjahr vollständig gesunken. Man war eigentlich froh, daß man seiner los war. Eine provisorische Regierung wurde in der Form eines Triumvirats eingesetzt. Josef Mazzini, Armellini und Saffi standen an der Spitze dieser

Regierung. Der Bannstrahl, den Pius der Neunte aus Gaeta auf die ewige Stadt schleuderte, wurde mit Hohnlachen aufgenommen. Die Zeit der Wirkung päpstlicher Bannstrahlen ist auch in Italien längst vorüber. Dafür haben die Priester selbst gesorgt. Nirgends habe ich in Italien soviel Flüche über den Papst und die Priester aussprechen hören, wie gerade in Rom selbst, dem Sitz des Papstthums. „Mag er nach Jerusalem gehen, dort gehört er hin", sagten die Römer, „nur wir wollen ihn hier in Rom und in Italien nicht länger haben." An dem Tage, wo die französischen Truppen Rom verlassen, werden die Wellen der Tiber sich roth färben von dem Blute der erschlagenen Pfaffen. Das Triumvirat berief eine constituirende Versammlung, um über die Verfassung des Landes zu entscheiden. Am 5. Februar trat die römische Nationalversammlung, an deren Wahl sich 200,000 Wähler betheiligt hatten, zusammen.

Schon in der Nacht vom 8. auf den 9. Februar faßte die Nationalversammlung folgende Beschlüsse:

1. Das Papstthum ist rechtlich und thatsächlich der weltlichen Regierung des römischen Staates entsetzt.

2. Der römische Präsident erhält alle erforderlichen Garantien seiner Unabhängigkeit bei Ausübung seiner geistlichen Gewalt.

3. Die Regierungsform des römischen Staates ist die reine Demokratie und nimmt den glorreichen Namen „Römische Republik" an.

4. Die Römische Republik tritt mit dem übrigen Italien in die durch die gemeinsame Nationalität geforderte Verbindung.

Von 140 Abgeordneten hatten nur 20 gegen diese Beschlüsse gestimmt.

Das Triumvirat hatte kaum Zeit gehabt, einen Verfassungsentwurf für die römische Republik vorzulegen, als die Regierung der französischen Republik die römische Expedition beschloß. Am 28. April landete General Oudinot mit zwei Brigaden französischer Truppen, welche aus 1 Jägerbataillon, aus den Linienregimentern 20, 33, 36 und 66, jedes zu 3 Bataillonen, 2 Geniecompagnien, 2 Eskadrons und 16 Geschützen bestanden, in Civita-Vecchia. Mit Ende des Monats Mai war eine französische Armee in der Stärke von 44 Bataillonen, 10 Eskadrons und 32 Feldgeschützen, in der Stärke von 34,000 Mann vor Rom versammelt.

Als Garibaldi mit seinen Freiwilligen in den Marken eintraf, und in Bologna und Ravenna alle weiteren Kämpfer für die römische Republik unter seine Fahne rief, befanden sich in der römischen Regierung noch neben den Republikanern die conservativen Elemente, welche von der Möglichkeit einer Aussöhnung mit dem Papst träumten. Der berühmte Kämpfer der Republiken am Silberstrom begab sich selbst nach Rom, um der Regierung seine Dienste und seinen Degen anzubieten. Es ging ihm beinahe, wie im Lager Karl Alberts in der Lombardei.

Die conservativen Mitglieder der Regierung fürchteten den Helden des La Plataſtroms ebenſoſehr, wie den Republikaner, und wünſchten ihn mit guter Manier los zu werden. Wie im verfloſſenen Sommer der Kriegsminiſter Ricci in Turin, ſo rieth man ihm auch hier, doch lieber nach Venedig zu gehen, und dort die Oeſtreicher zu bekämpfen. Schließlich lehnte man ſeine Dienſte nicht geradezu ab; aber man ſuchte ſeine Wirkſamkeit zu paralyſiren, und ſchickte ihn deshalb bald nach Macerata, bald nach Tolentino, dann nach Spoleto und endlich nach Rieti mit ſeinem Corps in Garniſon.

Inzwiſchen wurde die conſtituirende Verſammlung nach Rom berufen. Garibaldi wurde in Macerata zum Deputirten gewählt, und begab ſich nach Rom, um ſeinen Sitz in dem „Palazzo della Concelleria“ einzunehmen. Als ſolcher nahm er an den erhebenden und energiſchen Beſchlüſſen in der Nacht vom 8. auf den 9. April Theil. Seine parlamentariſche Wirkſamkeit ſollte indeß von keiner langen Dauer ſein. Pompeo Campella, der neue Kriegsminiſter, ließ ſich, trotz den ſcheinbar unüberwindlichen Schwierigkeiten nicht abſchrecken, an der Reorganiſation des Heeres zu arbeiten, und lächerliche Inſinuationen verachtend, zauderte er keinen Moment, die Legion Garibaldi's in Sold zu nehmen. Mit dem Auftrage, ſeine Schaaren möglichſt zu vermehren und die öſtliche Grenze des Staates gegen den König von Neapel zu ſchützen, wurde Garibaldi nach der neapolitaniſchen Grenze geſchickt.

Nachdem die conservativen Elemente sich aus der Regierung zurückgezogen und sich von der Bewegung getrennt hatten, übernahm Mazzini, Armellini und Saffi die Dictatur. Inzwischen waren auch die Franzosen in Civita-Vecchia gelandet. Mazzini rief Garibaldi. Einige Tage darauf zog er in Rom ein. Er wurde mit dem Enthusiasmus südlicher Völker empfangen, den man selbst gesehen haben muß, um sich ein richtiges Bild von demselben zu machen. Die Schilderungen der Feder bleiben immer hinter der Wirklichkeit zurück. Hoffstetter schildert sein Auftreten einige Tage später mit folgenden Worten:

„Schlag 6 Uhr erschien Garibaldi mit seinem Stab und wurde mit donnernden Evviva's empfangen. Ich sah ihn hier zum ersten Male, und nur flüchtig. Er ist ein etwas kleiner Mann mit sonnverbranntem Gesicht und vollständig antiken Zügen.

„Ruhig und fest sitzt er auf dem Pferde, als wäre er darauf geboren. Unter einem spitzen Hut mit schmaler Krempe und schwarzer, voller Straußfeder drängt sich das tiefbraune Haar hervor. Der röthliche Bart bedeckt zur Hälfte das Gesicht. Ueber der rothen Blouse flattert der kurze, weiße, amerikanische Mantel. — Sein Stab trägt ebenfalls die rothe Blouse, und später wurde sogar die ganze italienische Legion in diese Farbe gekleidet."

„Unmittelbar hinter ihm ritt sein Stallmeister, ein Mohr von ungeheuren Dimensionen — es war der

brave Aguyar — im schwarzen Mantel und mit einer langen Lanze mit rothem Fähnchen."

„Alle seine Leute trugen die Pistolen und prächtigen Dolche im Gürtel. Keinem fehlte die große, amerikanische Reitpeitsche von Büffelleder."

Kaum war Garibaldi in Rom angekommen, als die Franzosen, welche in Civita Vecchia am 28. April mit 8000 Mann und zwei Schwadronen Cavallerie gelandet waren, vor den Thoren der Stadt erschienen. Am 29. April erschien ihre Avantgarde in Castel Guido, fünf Stunden von Rom.

Oudinot schickte seinen Bruder und einen Ordonnanz-Offizier mit fünfzehn Reitern voraus, um zu recognosciren. Der Zug gelangte, ohne auf Widerstand zu stoßen, bis an die Stelle, wo die alte und die neue Via Aureliana zusammentreffen, also bis auf eine Stunde von Rom. Dort stieß derselbe auf die ersten römischen Vorposten.

„Was wollen Sie?" rief der römische Offizier dem Führer der französischen Reiter zu.

„Nach Rom reiten!" —

„Das geht nicht!" —

„Wir sprechen im Namen der französischen Republik!" —

„Und wir im Namen der römischen Republik! Zurück also, meine Herren!"

„Und wenn wir nicht umkehren wollen?" —

„So werden wir Sie umkehren machen!“ —

„Womit?“ —

„Mit Gewalt!“

Jetzt kommandirte der Kapitain Oudinot Feuer. „Feuer!“ kommandirte auch der römische Offizier. Ein französischer Reiter stürzte getroffen vom Pferde. Die übrigen sprengten zurück.

Mit diesem Vorspiel begann die Belagerung Roms. Am andern Tage griffen die Franzosen auf der ganzen Linie vom Thore Portese bis zum Thore San Pancrazio an. Ihre Kolonnen rückten längs der Villa Pamfili vor.

Gegen 11 Uhr eröffneten sie aus zwei Villen, welche sie besetzt hatten, ein lebhaftes Feuer auf die Porta Cavallegieri.

Garibaldi hatte die römischen Truppen in vier Brigaden abgetheilt, von denen er die erste kommandirte. Sie bestand aus der itatienischen Legion, dem Bataillon der Studenten, dem der Finanzieri, der Reduci und einigen andern kleineren Abtheilungen, im Ganzen ungefähr 2300 Mann. Sie nahm die ganze Linie ein, die sich außerhalb der Stadtmauern vom Thore Portese bis zum Thore San Pancrazio erstreckt. Unter dem Schutz einiger schweren Wallgeschütze rückte sein linker Flügel durch die Porta Cavallegieri dem Feinde entgegen.

Der Zweck der französischen Bewegungen an diesem Tage war, sich durch Besetzung der Villen Pamfili,

Girandi und Valentini ein gesichertes Lager in der Nähe der Stadt auf dem Monte Verde zu erobern.

Garibaldi avancirte mit dem stärkeren, rechten Flügel, die Straße nach Civitavecchia verlassend, die Höhen hinan gegen die Villa Pamfili, dadurch wurde der französische linke Flügel immer mehr zurückgedrängt, und die Rückzugslinie des französischen rechten nach dem Lager bedroht, indem derselbe sich noch in der Villa Valentini hielt. Gegen Abend brach Garibaldi mit seiner letzten Reserve, in einer Kohorte (Bataillon) und einigen fünfzig Lanciers bestehend, gegen die Villa Pamfili auf.

Von der Porta San Pancrazio, an der Villa Valentini und Pamfili vorbei, geht eine Straße nach der großen Straße von Civitavecchia, und trifft dieselbe unweit des Casale de San Pio Quinto. Diese Straße ist von beiden Seiten hoch aufgemauert, und bildet demnach einen wahren Bodenabschnitt, einen tiefen und steilen Graben. Diesseits desselben liegt Valentini, in welchem und hinter dem noch ein französisches Bataillon stand.

Garibaldi griff mit seiner Reserve zuerst eine mit Mauern umfaßte Dependance der Villa Pamfili an, die gleichfalls diesseits des Grabens steht. Dieser Punkt wurde mit dem Bajonett gestürmt und dadurch der Abgang des Bataillons von der Villa Valentini gefährdet, so daß es, bevor es sich auf den Wiesen ganz gesammelt hatte, von einer Compagnie umringt und vorzüglich durch die Bravour der Reiter zum Ablegen der Waffen ge-

nöthigt wurde. Blutig war gleichfalls der linke, feindliche Flügel abgewiesen worden. Die Franzosen wichen auf allen Punkten zurück, ohne einen neuen Versuch zum Vordringen zu machen. *)

Die jungen Truppen der römischen Republik schlugen sich an diesem Tage mit großer Bravour. Der Kampf war mörderisch und hartnäckig, und dauerte fast sieben Stunden. Gegen Abend lagen 600 getödtete oder verwundete Franzosen auf dem Schlachtfelde, 500 waren gefangen genommen. Auf der Seite der Römer waren 300 Mann hors de combat.

Abends schrieb Garibaldi vom Schlachtfelde an den Kriegsminister Avezzana: „Schicken Sie mir frische Truppen, und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß kein Franzose die Schiffe zu Civitavecchia wieder erreichen soll.“

Avezzana schickte die verlangte Hülfe nicht. Aus welchen Gründen nicht, bis ist jetzt nicht aufgeklärt Vielleicht fürchtete der Kriegsminister, daß die jungen Soldaten im offenen Felde den Franzosen nicht gewachsen sein möchten, und eine Schlappe erleiden könnten. Vielleicht wollte die Regierung auch nicht ganz mit den Franzosen brechen, da die Expedition doch eigentlich unter.

---

*) So beschreibt das Gefecht am 30. April Major v. Hoffstetter. S. Garibaldi in Rom, S. 12 u. 13.

dem Titel des Schutzes der römischen Republik durch die legislative Versammlung in Paris abgeschickt war.

Am andern Morgen verfolgte Garibaldi indeß die Franzosen mit zwei Colonnen in der Gesammtstärke von 1200 Mann, von denen er eine selbst, die andere Oberst Masina commandirte. Seine Absicht war, die Franzosen im Lager anzugreifen, und er rechnete darauf, wenn er das Gefecht einmal engagirt habe, daß man ihm aus Rom Hülfe senden würde.

Aber als Garibaldi das französische Lager auf der Straße nach Civitavecchia erreicht, fand er dasselbe verlassen. Dagegen hörte er Gewehrfeuer in der Gegend von Castel Guido, wohin sich Masina gewandt und marschirte nun rasch in dieser Richtung.

Oberst Masina hatte die Nachhut der Franzosen erreicht, und dieselbe angegriffen. Nicht sobald war Garibaldi auf dem Kampfplatze angekommen, als er sich in die Flanken der französischen Armee warf, und eine Höhe besetzte. Eben war er im Begriff, sich auf den Feind zu stürzen, als ein französischer Offizier heranritt, und mit Garibaldi zu parlamentiren verlangte.

Der Offizier erklärte, von dem General Oudinot Auftrag erhalten zu haben, um über einen Waffenstillstand zu unterhandeln. Der General wolle sich nur überzeugen, ob das römische Volk wirklich eine republikanische Regierung habe, und seine Rechte vertheidigen werde. In diesem Falle sei die Expedition nicht zum Kriege mit

der römischen Republik, sondern zum Schutze derselben gekommen. Zugleich bot er an, den Priester Hugo Bassi, der am vorigen Tage gefangen genommen war, heraus zu geben.

Noch während Garibaldi mit dem Parlamentair sprach, kam ein Befehl der Regierung, der die Legion zum Rückzuge aufforderte. Am Nachmittage zog Garibaldi in Rom wieder ein, den Parlamentair mit sich führend, von einem Sturm von Beifallsklatschen und Evvivarufen in allen Straßen empfangen.

Mit der Absendung dieses Parlamentairs beginnt die lange Reihe von Perfidie und Verrätherei, deren sich die französische Regierung gegen die römische Republik schuldig gemacht hat. Bekanntlich lautete der Beschluß der legislativen Versammlung auf Absendung einer Expedition zum Schutze der römischen Republik gegen die Oesterreicher und Neapolitaner. Der commandirende Geueral Oudinot erhielt von Louis Bonaparte, damaliger Präsident der französischen Republik, ganz anders lautende geheime Befehle, welche auf die Besetzung Roms, Vernichtung der Republik, Zurückführung des Papstes und Wiederherstellung der geistlichen Herrschaft lauteten! Unter dem Schutze des Beschlusses der legislativen Versammlung landete Oudinot mit dem Theil des Expeditions-Corps in Civitavecchia. In der römischen constituirenden Versammlung mußte man in der That zweifelhaft sein, wie man die Franzosen em-

pfangen solle, ob als Freunde oder Feinde. Es gab eine lange Debatte, endlich drang die richtige und energische Meinung durch. Der Beschluß der Versammlung lautete: „Im Namen Gottes und des Volkes! Die National-Versammlung legt in die Hände der Triumviren die Ehre der Republik, und beauftragt dieselbe, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.“

Oudinot dachte Rom, weil es eine offene, nur von einer Mauer umgebene Stadt ist, durch ein Handstreich zu nehmen. Auf diese Weise erfüllte er die ihm gewordenen geheimen Befehle am besten. Die Besetzung Roms war dann, der legislativen Versammlung in Paris gegenüber, ein fait accompli, und die französische Regierung konnte dies fait accompli nach Gefallen ausbeuten. Er marschirte deshalb auch in nur zwei Eilmärschen von Civitavecchia auf Rom los.

Aber der Handstreich mißlang. Garibaldi warf Oudinot's Truppen mit blutigen Köpfen zurück. Oudinot sah, daß die Macht, mit der er gelandet war, lange nicht stark genug sei, um die ihm gewordenen Befehle auszuführen. Er berichtete nach Paris und forderte neue Truppen. Aber während der Zeit, wo Verstärkungen ankamen, mußte er sich halten. Nur der Großmuth der Regierung der römischen Republik verdankte er überhaupt, daß er noch nicht gefangen oder ins Meer getrieben war. Die Möglichkeit seiner Vernichtung wäre, wenn nach Garibaldi's Rathschlägen die Vortheile des siegreichen Ge-

fechtes vom 30. April verfolgt worden wären, gar nicht zweifelhaft gewesen. Garibaldi's neuer Angriff von Morgen des 1. Mai zeigte ihm von Neuem die ganze Gefährlichkeit seiner Lage.

Von Neuem nahm er zu einer ganz unwürdigen List seine Zuflucht. Er stellte sich, als wenn er wirklich den Beschluß der legislativen Versammlung in Paris ausführen wollte, an deren Realisirung er ganz und gar nicht dachte, und verlangte einen Waffenstillstand. Die römische Regierung ging auf den Waffenstillstand ein; er, Oudinot schloß den Waffenstillstand einzig und allein in der verrätherischen Absicht, nach Eintreffen der Verstärkungen aus Frankreich sofort den Angriff zu erneuern.

In Paris machten die Vorfälle des 30. April natürlich eine ganz enorme Sensation. Ueberall, außer in den Regierungskreisen, Erstaunen, Verwunderung und Entrüstung. Die Legislative sandte Herrn Ferdinand Lesseps als Kommissar nach Rom, um die Lage der Sache zu untersuchen. Er trat mit der Regierung der römischen Republik sofort in Verhandlung, und sowohl in Paris, wie in Rom dachte man nun an die Ausführung des der römischen Republik ganz günstigen Beschlusses der legislativen Versammlung. Unterdeß schickte die französische Regierung täglich Verstärkungen aus Marseille und Toulon nach Civita-Vecchia. Die zweite Brigade der ersten Division wurde eingeschifft,

ebenso die zweite Brigade der zweiten Division. Dann folgten noch zwei Brigaden der dritten Division. Am 1. Juni war die Stärke des französischen Expeditions-Corps auf 34,000 Mann herangewachsen. Dasselbe bestand aus nichts geringerem, als aus 44 Bataillonen, 10 Escadrons und 32 Feldgeschützen. Die Römer konnten dieser Armee nur 5000 Mann mit 12 schweren und 6 leichten Geschützen gegenüberstellen. Jetzt warf Oudinot seine Maske ab, und zeigte ganz offen sein niederträchtiges und perfides Spiel. Am 2. Juni hatte die römische Regierung mit dem bevollmächtigten Commissar der legislativen Versammlung einen neuen Waffenstillstand auf 14 Tage geschlossen. Abends am 2. Juni wurde die Verlängerung des Waffenstillstandes durch Maueranschlag in Rom bekannt gemacht. Trotzdem erhielt plötzlich an demselben Tage General Roselli, Obergeneral der römischen Streitkräfte, von dem verrätherischen Oudinot folgendes Schreiben:

„General!“

„Die Befehle meiner Regierung sind positiv; sie schreibt mir vor, sobald als möglich in Rom einzuziehen. Ich habe der römischen Regierung den Waffenstillstand, den ich ihr auf Andringen des Herrn von Lesseps bewilligt habe, zu kündigen.“

„Ich habe unseren Vorposten schriftlich die Weisung zukommen lassen, daß die beiden Armeen berechtigt wären, die Feindseligkeiten zu beginnen.“

„Nur um Ihren Landsleuten, welche Rom sollten verlassen wollen, die Möglichkeit zu geben, das ungehindert zu thun, und auf die Bitte des Kanzlers der französischen Gesandtschaft, verschiebe ich den Angriff des Platzes bis mindestens Montag früh."

„Der General en chef des Armeecorps des Mittelmeeres"

„Oudinot,"

„Herzog v. Reggio."

Als Lesseps von diesen neuen Niederträchtigkeiten Nachricht erhielt, und seine Vorwürfe und Proteste bei Oudinot vergeblich waren, reiste er so schnell wie möglich nach Paris zurück. Ohne Hut, mit ganz bestaubten und zerrissenen Kleidern kam er, Tag und Nacht reisend, dort an. Im Elysee wurde er abgewiesen. Er begab sich in die legislative Versammlung; die Wortbrüchigkeit der französischen Regierung, das offenbare Zuwiderhandeln Oudinots gegen den Beschluß der Legislativen waren außer allem Zweifel. Ledru-Rollin und die Linke beantragte, den Bürger Louis Bonaparte, Präsidenten der Republik und sein Ministerium im Anklagezustand zu versetzen. Als der Beschluß zur Debatte und Verhandlung kam, ging der größte Theil des Centrums zu der Regierungspartei in der gesetzgebenden Versammlung über; der Beschluß fiel durch die Tagesordnung. Da stiegen Ledru-Rollin und die Mitglieder der Linken auf die Straßen und riefen das Vol- von Paris zu den Waffen. Was soll ich von dem 13. Juni sagen? Ich habe die Schmach dieses Tages

mit angesehen. Das Volk von Paris ließ die römische Republik im Stich. Die Nationalgarde erschien in Form einer riesigen Demonstration auf den Boulevards. Die Vorstädte erhoben sich nicht. Die Arbeiter erschienen nicht, weder auf den Boulevards noch auf den Barricaden. Sie wollten durch ihre Delegirten ihren Beistand während der verflossenen Nacht nur unter Bedingungen zusagen. Der Ruf: „vive la constitution“ sollte dem Rufe: „vive la republique sociale“ weichen. Es kamen höchst unangenehme Scenen vor. Man erinnerte die Abgeordneten der Bourgeoisie und der Nationalgarde an ihr Benehmen in den Junitagen, seit dem noch kein Jahr verflossen sei. Eine Vereinigung kam nicht zu Stande. Am andern Morgen sprengten die Soldaten und die Polizisten Changarniers die Demonstration auf den Boulevards auseinander. Die im Conservatoire des arts et des métiers versammelten Deputirten der Linken retteten sich nur durch die Flucht übers Meer vor der Verhaftung. Die Vorstädte blieben ganz theilnahmlos. Rom fiel an diesem Tage in Paris — durch die Schuld der französischen Arbeiter, welche die Ehre ihrer Nation heute dem selbstsüchtigsten Egoismus opferten.

Währenddem beging der französische Obergeneral eine neue Wortbrüchigkeit. Jedermann mußte in Folge des von Oudinot an Roselli geschriebenen Briefes glauben, daß der 3. Juni friedlich verlaufen und die Feindselig-

keiten erst am 4. Juni beginnen würden. Statt dessen ließ Oudinot bereits beim ersten Morgengrauen des 3ten Juni einen ganz verrätherischen Angriff auf die Villa Pamfili ausführen, der auch vollkommen den gewünschten Erfolg hatte, nämlich, die Franzosen im Besitz der Villen Pamfili, Valentini und Corsini zu setzen.

Kehren wir nun zu den Ereignissen, welche dem siegreichen Gefechte vom 30. April folgten, wieder zurück. Der mit den Franzosen abgeschlossene Waffenstillstand gab der Regierung der Republik Muße, ihre Aufmerksamkeit den neapolitanischen Truppen zuzuwenden, welche bereits die Grenze überschritten hatten und unter Anführung des Königs, des berüchtigten „Re Bomba“ in der Nähe von Palestrina, Velletri und Albano standen. Garibaldi erhielt von dem Triumvirat das Commando der Expedition, welche gegen die neapolitanischen Truppen gesandt wurde. Die zu diesem Zweck neu formirte Brigarde bestand aus dem Bataillon Manara, 600 Mann stark, den Emigrati, den Finanzieri, der italienischen Legion, den Lombarden Medici's, dem Studenti, zwei Eskadrons Dragoner und einigen 40 Mann Lanzenreiter, welche zur Garibaldi'schen Legion gehörten. Im Ganzen nahe an 3000 Mann ohne Geschütz. Am 4. Juni Abends um 8 Uhr wurde abmarschirt, nachdem Garibaldi in dem Garten der Villa Borghese eine feurige Ansprache an die Truppen gehalten hatte. Aus der Porta del Popolo zog sich der Marsch um die Stadt

herum, bis man die Straße nach Palestrina gewonnen hatte. Am Morgen wurde bei Tivoli gelagert. In den folgenden beiden Nächten richtete sich der Marsch dann direct auf Palestrina. Die Kolonne wurde in der Stadt einquartirt und die Soldaten in dem Kloster und öffentlichen Gebäuden untergebracht.

Man war jetzt den neapolitanischen Truppen ganz nahe. General Nunziante stand mit ungefähr 20,000 Mann auf der Seestraße, welche von Neapel über Terracina nach Rom führt. Die Concentration der Truppen war in Velletri, ein Corps von 5000 Mann war gegen Palestrina vorgeschoben, um die rechte Flanken der Armee zu decken. Garibaldi beschloß dies Corps anzugreifen.

Palestrina ist oft in dem Bürgerkriege der römischen Republik und in den mittelalterlichen Kämpfen der Päpste mit den Colonna's genannt worden. Es ist das alte Präneste, eine der Hauptstädte Latiums, und steht auf einem steilen Abfall des Gebirges. Die Spitze des Berges krönen die Reste eines alten Kastells. Palestrina sollte auch Garibaldi zu einem neuen Ruhmestag seinen classischen Namen leihen.

Die Neapolitaner in Valmontone, in ihrer festen Stellung, anzugreifen, wäre mehr als verwegen gewesen. Garibaldi versuchte den Feind aus seiner Stellung heraus zu locken und zum Angriff zu reizen. Er schickte deshalb kleine Parteien zur Harcelirung des

Feindes aus. Sie erhielten Auftrag, den Feind so viel wie möglich zu necken und zu beunruhigen.

Die Kriegslist Garibaldi's gelang vollkommen. Morgens am 9. Mai setzte sich die neapolitanische Kolonne von Valmontone aus in Bewegung. Nachdem der General die Stärke und die Bewegung recognoscirt hatte, traf er seine Anstalten sowohl zur Vertheidigung wie zum Angriff. Die Mauern, Häuser und Thore von Palestrina wurden im Vertheidigungszustand gesetzt. Oberst Manara commandirte den linken Flügel; zwei Compagnien, denen eine dritte als Reserve folgte, wurden zum Angriff vorgeschickt. Hoffstetter, Ferrari, Rozzat, Stagnetti und Bixio führten die Angriffs-Compagnien. Sie wurden von einem Hagel von Kartätschen und Flintenkugeln empfangen. Aber, ohne auch nur zu stutzen, gingen sie vor und lösten sich in Tiralleurketten auf. Stundenlang schlug man sich in dem durchschnittenen Gelände herum. Um drei Uhr Nachmittags war der rechte Flügel der Neapolitaner weit zurück geworfen.

Nun warf sich der siegreiche linke Flügel der Römer auf das Centrum der Neapolitaner.

Hier stand indeß das Gefecht. Die Neapolitaner vertheidigten sich mit großer Hartnäckigkeit. Sie hatten sich in zwei Häusern festgesetzt, und machten einen Angriff auf die rechte Seite der Stadtmauer. Garibaldi stellte sich an die Spitze der Studenti, und schlug mit ihnen den Angriff zurück. Währenddem stürzte sich Bixio und Hoff-

stetter mit den Emigrati uud Legionärs und mit zwei Pelotons Bersaglieri auf die beiden von den Neapolitanern festgesetzten Häuser. Während sich die Emigrati und Legionärs zuerst feuernd in Schaaren näherten, stürzten sich die Bersaglieri, als sie bis auf 50 Schritt in die Nähe der Häuser gekommen waren, durch einander darauf los. Unerschrocken, und sich um das Feuer, welches ihnen fast die Haare versengte, gar nicht kümmernd, drangen sie durch Thüren und Fenster ein, und machten über 40 Gefangene.

Bei Beginn der Dämmerung war der Feind in vollem Rückzuge begriffen. Er hatte an die 200 Todte und Verwundete, 50 Gefangene waren in den Händen der Römer, deren Verluste sich auf 50 Todte und Verwundete beliefen. Der unmittelbare Gewinn des Gefechtes war also nicht von großer Bedeutung; desto mächtiger waren aber die mittelbaren Vortheile. Die Straße über Valmontone nach den südlichen Provinzen, den Städten Anagni, Frosinone, welche ihre Produkte, Wein, Oel und Getreide nach Rom zu liefern pflegten, war jetzt wieder geöffnet. Sodann konnten die Neapolitaner nun keinen Marsch mehr gegen Rom unternehmen, ohne sich den gefährlichen Gegner aus den Flanken geschafft zu haben; ein Vortheil, der um so schwerer in die Waagschaale fiel, als jeder für die Vertheidigung Roms gewonnene Tag von ungeheurem Vortheil sein mußte. Endlich hob ein solches glänzendes Treffen Moral und Selbstvertrauen

unter den jungen Truppen der Republik, steigerte in Rom die Begeisterung und flößte den Bewohnern der Provinzen den nöthigen Respect ein.

Am andern Tage erhielt Garibaldi leider aus Rom Befehl, zurückzukommen. Die Franzosen machten neue drohende Bewegungen auf die Stadt. Ueber Zargarolla, welches festlich erleuchtet war, wurde durch die staubige, wasserlose Ebene, welche Rom umgibt, zurückmarschirt. Auf dem Campo Vaccino, dem Forum der Alten, empfing der Kriegsminister der Republik, Avezzana, von vielen Tausenden umgeben, die siegreiche Kolonne, welche, in einer Linie aufmarschirt, mit den Flügeln Kolosseum und Capitol berührte. Der Jubel war unbeschreiblich. Abends war die ganze Stadt wieder, wie am Abend des 30. April festlich erleuchtet.

Am 16. Mai wurde eine neue Expedition gegen die Hauptmacht der Neapolitaner, welche, wie schon erwähnt worden, bei Velletri stand, abgesandt. Die Franzosen hatten ihren früheren Lagerplatz bei Castel guido auf der Straße nach Civita-Vecchia wieder bezogen, die Verstärkungen aus Frankreich und den weiteren Verlauf der mit dem Triumvirat angeknüpften Verhandlungen abwartend. Selbstredend hätte das Oberkommando der neuen Expedition doch dem Sieger von Palestrina gehört. Statt dessen wurde das Oberkommando dem General Roselli gegeben. Garibaldi befehligte eine der drei Brigaden, aus denen die Division bestand. Das ganze

Corps bestand aus 8000 Mann — eigentlich der ganzen Armee der Republik, — darunter etwa 700 Reiter und 4 Kanonen. Die erste Brigade kommandirte Oberst Masi, die zweite Brigade General Galleti, die dritte Garibaldi.

Nach einem anstrengenden nächtlichen Marsche erreichte man Zargarolla. Am Abend des 18. wurde wieder auf Valmontone losmarschirt. Die strategische Idee, welche der Operation zu Grunde lag, war ähnlich jener von Palestrina: Man wollte in der rechten Flanke des Feindes vorgehen, dabei sich aber immer den Rückzug ins Gebirge frei halten, sich nicht allzuweit von Rom entfernen und die Neapolitaner angreifen, wo man sie fände Ohne Zweifel hatte die glückliche, erste Unternehmung und die Ueberzeugung von dem schlechten, moralischen Zustande der neapolitanischen Truppen diese zweite in's Leben gerufen. Die großen Vortheile, welche die römische Expedition, falls sie das Glück begünstigte, haben konnte, bestanden hauptsächlich darin, daß, wenn mit den Franzosen die Feindseligkeiten wieder beginnen würden, die Stadt sich aus diesen fruchtbaren nnd an Lebensmitteln aller Art reichen Gegenden verproviantiren könnte. Außerdem war die südliche Provinz längere Zeit von feindlichen Truppen besetzt gewesen, daher die schuldigen Beiträge aus ihr zu den enormen Staatslasten der kriegführenden Republik nicht zufließen konnten. In der Dämmerung langte die Armee in einem Defilé an, das zwei

Stunden von Valmontone beginnt. Sie bivouakirte für die Nacht, die Avantgarde in und um Valmontone. Am nächsten Morgen brach Garibaldi mit seiner Brigade früh auf, um auf der Straße nach Velletri den unter die Mauern der Stadt sich zurückziehenden Feind anzugreifen. Die Stadt liegt auf einem Hügel und ist von einer Mauer umgeben. Ein schmales Thal trennt den Hügel, auf dem die Stadt steht, von einem andern Höhenzuge nach Valmontone und Albano zu.

„Die Straße nach Velletri", schildert Hoffstetter den Anfang des Gefechts, „6—7 Miglien lang, zieht über wellenförmigen Boden, der den Widerstand des Feindes sehr begünstigte, indem die Wellen, parallel hintereinander senkrecht von der Straße durchschnitten werden. Jede Höhe war eine neue Position für die neapolitanische Arrieregarde, und es mußte eine nach der andern von Garibaldi's Truppen genommen werden. Kleine Gehölze, Gestrüpp und Weingitter längs der Straße verstärkten noch diese kleinen Positionen, und beschränkten außerdem die Massen, die Reiter und die Geschütze auf eine einzige aber breite Straße."

„Nun zum Gefechte selbst. Garibaldi kennt kein Zaudern, keinen Zweifel! Umgekehrt, statt in seiner Wucht nachzulassen, jagt er die schwachen Kohorten und die wenigen Reiter unter Masina doppelt heftig an den Feind; er selbst setzte sich dem dichtesten Feuer aus, erhält einen Schuß in die Hand und einen Streifschuß am

Fuß, sein weißer Mantel wird von Kugeln durchlöchert — und doch erfährt Niemand etwas vor Abend von seinen Verwundungen, welche er erst dann vom Arzte verbinden läßt. So wenig achtet er ihrer, so wenig hinderten sie ihn an der Gefechtsleitung. Nach und nach hatte der General seine ganze Infanterie rechts und links an der Straße engagirt, und sich blos eine kleine Reserve dieser Waffe, seine Lanziers und die beiden Geschütze auf der Straße aufbewahrt. Sobald das Gefecht auf den Flügeln nicht recht fort wollte, so protzten die Kanonen auf der Straße ab, feuerten ein paar Kartätschenschüsse hinaus, worauf die Lanziers mit großer Bravour in die feindliche Infanterie einhieben. Auf diese energische Weise wurde der Gegner im ununterbrochenen Rückzuge erhalten, was freilich dieser kecken Schwadron ein Drittheil ihrer Leute und Pferde kostete."*)

Garibaldi verlangte nun, da er bereits drei Stunden mit einem Truppencorps in der Stärke von 5000 Mann im Kampfe war, das augenblickliche Nachrücken der andern Truppen. Wie war er erstaunt und entrüstet, als er die Antwort erhielt, „die Truppen hätten noch nicht menagirt." Die Antwort war die Folge der Unordnung, welche durch das doppelte Kommando entstand. Dazu war Roselli nichts weniger als ein sehr fähiger General. Schon in Valmontone war die Verpflegung der Truppen äußerst

*) Garibaldi in Rom von Hoffstetter S. 69, 70.

schlecht. Statt der Expedition einen eisernen Bestand von Brod und Lebensmitteln von Rom mitzugeben, fehlte es an Allem. Aber diese Fehler Roselli's hätten die Römer um den Sieg bringen können. Garibaldi hatte, als Kommandant der Avantgarde, seiner Pflicht als solcher vollkommen genügt. Er hatte den Feind angegriffen, als er ihn vor sich sah, und suchte ihn nun festzuhatten, bis das Gros der Armee herankam. Auf seine Forderung, nachzurücken, hätte der Obergeneral augenblicklich alle Truppentheile in Marsch setzen müssen.

Statt dessen geschah dies erst nach zwei Stunden. Bei den Vortruppen endlich angekommen, defilirten die Bersaglieri unter klingendem Spiel auf der Straße zwischen den Reserven durch. Evviva, evviva i Bersaglieri, rief es aus den Reihen der italienischen Legion, evviva Garibaldi antworteten die Bersaglieri. Hätte man jetzt sofort die Stadt gestürmt, der Erfolg wäre unzweifelhaft gewesen. Die neapolitanischen Truppen waren theilweise bereits geschlagen; eine Entmuthigung hatte sich der ganzen Masse bemächtigt, während die römischen Truppen auf dem Höhepunkt des Muthes und der Begeisterung waren. Unter dem Schutze starker Tirailleurketten hätte man die Sturmkolonnen gegen das Thor von Velletri führen müssen. Vergebens verlangte Garibaldi von Roselli die dahin einschlagenden Anordnungen und Befehle. Der Obergeneral konnte sich nicht entschließen. Es geschah nichts. Als es dunkel wurde, hörte das Geschütz-

feuer und das Schießen der Plänkler von beiden Seiten auf.

Am andern Morgen war das geschehen, was zu befürchten stand. Die neapolitanischen Truppen hatten unter dem Schutze der Nacht Velletri verlassen, und marschirten nach der neapolitanischen Grenze zu. Noch hätte ein glänzender Erfolg errungen werden können, wenn Roselli sich entschlossen hätte, aus der Reiterei, den Bersaglieri und den Kanonen unter dem Befehl Garibaldi's eine neue Avantgarde zu bilden und den fliehenden Feind zu verfolgen. Die Nachhut der Neapolitaner konnte höchstens einen Vorsprung von zwei Stunden haben. Sie einzuholen und festzuhalten, wäre also gar nicht zweifelhaft gewesen. Roselli that auch dies nicht. Sowie er dem Feinde nicht den Rückzug verlegt hatte, so traf er keine Anordnungen zur Verfolgung desselben.

Am 21. Mai brach Garibaldi auf, um eine Diversion gegen die neapolitanische Grenze zu machen. Am andern Tage rückte man in Anagni ein. Mit Musik zog die Nationalgarde der Kolonne entgegen, und führte sie unter dem Zurufe der Einwohner und den Blumenspenden der Frauen und Mädchen aus den Fenstern und von den Balconen in die Stadt. In Ferentino und Frosinone dasselbe Schauspiel. Derselbe begeisterte Empfang. Die Soldaten wurden von den Bürgern in ihren Häusern bewirthet und verpflegt. Unter ungeheurem Jubel und endlosen Zurufen traf Garibaldi Abends ein. Ce-

prano ist die letzte römische Stadt. Am 26. Mai rückte die Kolonne dort ein. In Arce, eine Stadt nebst Kastell, welche bereits auf neapolitanischem Gebiet liegt, wurden die Römer mit dem Zuruf: „Capitulazione, buoni amici, bravi Romani!" empfangen. Hätte ein Befehl aus Rom, wo der mit den Franzosen abgeschlossene Waffenstillstand in einigen Tagen abgelaufen war, Garibaldi nicht zum Umkehren gezwungen, so wäre die Katastrophe, welche den Thron der Bourbonen in Neapel zehn Jahre später stürzte, jetzt vielleicht schon eingetreten. —

Sechstes Kapitel.

Das Schwert der römischen Republik.

Das Gefecht am 3. Juni. Der Kampf um die Villen Corsini, Pamfili und Valentini. Dandolo's und Masina's Tod. Tagesbericht Garibaldi's über das Gefecht vom 3. Juni. Eröffnung der ersten Parallele. Garibaldi's Vertheidigungsanstalten. Oberst Haug. Major Medici im Vascello. Das Hauptquartier in Villa Savorelli. Rozzat's Verwundung und Tod. Zwei Ausfälle. Eröffnung des französischen Bombardements. Furchtbare Wirkung des Bombardements. Der kleine Casparo. Breschelegung. Ueberraschung der Breschen durch die Franzosen während der Nacht. Nächtlicher Angriff auf das Vascello. Verschanzung Garibaldi's hinter der zweiten Vertheidigungslinie. Neuer Artilleriekampf. Kampf um Villa Spada. Manara's Tod. Der Mohr Garibaldi's. Morosini's Gefangennehmung und Tod. Eine italienische Mutter. Kampf um Villa Savorelli. Die Kapitulation des Triumvirats.

Der 3. Juni war einer der blutigsten Tage in der Belagerung Rom's. 20,000 Franzosen fochten an diesem Tage gegen 6000 Römer vom frühen Morgen bis zum Abend. Als es dunkel wurde, lagen über 1000 Mann von der Garibaldischen Division, welche kaum 4000 betragen hatte, todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde.

Die italienische Legion verlor nicht weniger als 500 Streiter, die Bersaglieri von 600 150, 100 Offiziere waren todt oder verwundet.

Der 3. Juni gehört zu den glänzendsten Ruhmestagen Garibaldi's und der jungen Armee der römischen Republik; in der langen Kette der Perfidien und Verräthereien Oudinots und der französischen Regierung, gegen das Bestehen der römischen Republik bildete er nur einen neuen und schmachvollen Abschnitt. Es ist bereits davon die Rede gewesen, wie Oudinot plötzlich unter dem erbärmlichen Vorwande, der Kommissar der legislativen Versammlung in Paris habe seine Vollmacht überschritten, der Waffenstillstand brach, wie er in seinem Briefe an General Roselli, worin er das Aufhören des Waffenstillstandes anzeigte, den Angriff bis zum 4. Juni zu verschieben versprach, und dann plötzlich beim ersten Morgengrauen über die Villen Pamfili und Corsini herfiel, um sich eine gesicherte Position ganz in der Nähe der Stadt zu schaffen. Hoffstetter beurtheilt diese Perfidie ganz richtig mit folgenden bezeichnenden Worten: „Zwischen Kriegslist und offenbarem Wortbruche liegt ein weiter Unterschied. Es ist ein Anderes, über einen beabsichtigten Angriff falsche Gerüchte ausstreuen zu lassen, um den Gegner sicher zu machen, ein Anderes als Obergeneral unter einer Proclamation, welche den bestimmten Termin der Feindseligkeiten enthält, und somit eine Waffenruhe bedingt, seinen Namen zu setzen, und dann das gegebene

Wort zu brechen, um auf solchem Wege im Besitz einer Stellung zu gelangen, die sonst einen langen Kampf vorausgesetzt hätte. Keineswegs ward jedoch durch diese Weise des feindlichen Anführers die Sorglosigkeit unseres Militairkommando's gänzlich entschuldigt, in welcher man unterlassen hatte, so wichtige Punkte in so kritischer Zeit gehörig zu besetzen, überhaupt hatte es den Anschein, als sei von vorn herein nicht Alles aufgeboten worden, Armee und Befestigungen auf einen sichern Stand zu bringen. Das einmal Versäumte konnten auch die großen Leistungen eines Garibaldi nimmer nachholen. Indeß, worüber kann man sich in dem Benehmen Oudinots bei dem verrätherischen Charakter, den die ganze Expedition gegen Rom überhaupt trug, überhaupt noch wundern? Die Verrätherei und die Lüge stand ihn nach dem ersten Angriff am 30. April an die Stirn geschrieben, und es ist wirklich unbegreiflich, wie die Regierung zu einem Manne wie sich Oudinot bis jetzt gezeigt hatte, noch das geringste Zutrauen haben konnte. Die höchst wichtigen Punkte, die Villen Pamfili und Corsini waren allerdings in sehr nachlässiger Weise und mit zu geringen Mitteln besetzt; sonst wären sie nicht verloren gegangen! —

Die Befestigung Roms besteht in einer einfachen Wallmauer mit einigen Bastionen, aber ohne Graben, ohne bedeckten Weg, ohne Außenwerke. Die Mauer ist, vom rechten Flügel angefangen, von den Höhen des Monte Mario, Della Creta und Verde umgeben, auf

denen der Angreifer fast überall mit dem Vertheiger auf gleicher Höhe steht. Auf einem dieser Plateaus liegt nun die Villa Pamfili. Das Plateau zieht sich ganz unmerklich bis ans Thor San Pancrazio hinab. Von dem Thore führt eine Straße einerseits zwischen den Villen Vascello und Valentini, andererseits der Corsini und dem Parke von Pamfili hindurch nach der Hauptstraße von Civita-Vecchia, und bildet zwischen hohen Mauern ein Defilé bis hinter dem Parke. Die große Villa Pamfili mit vielen Dependenzen ist auf Kanonenschußweite vom Walle entfernt, und gewährt den großen Vortheil, wenn man erst Herr von Corsini und dem Vascello ist, sich völlig gedeckt bis auf Flintenschußweite nähern zu können, während die Ausfälle ohne den Besitz von wenigstens dem Vascello dem Vertheidiger unmöglich werden. Von Corsini, dem Kloster San Pancrazio und einem Theil von Valentini ist der Park von Pamfili aus zu sehen. Daher darf Corsini, diese Punkte gleichfalls dominirend, der Schlüssel der Position genannt werden. Die drei Villen sind mit Mauern umgeben. Die aus zwei Theilen bestehenden, breiten Treppen der Villa Corsini führen unmittelbar in den ersten Stock, da der untere, fensterlose Raum nichts als einen großen Durchgang hat.

Sich dieser höchst wichtigen Position zu bemächtigen, war der Preis des Verraths und des Wortbruchs des französischen Generals am 3. Juni. In der Nacht vom

2. auf den 3. Juni stand in den Villen das lombardische Bataillon Mellara mit nur einer schwachen Compagnie. Es war allerdings unverzeihlich von Roselli, der als Obercommandant von Rom die Vertheidigung der Stadt hatte, diese höchst wichtige Position mit diesen schwachen Kräften besetzen zu lassen. Roselli war durchaus unfähig für den Posten eines Obergenerals, das hatte er genügend in dem zweiten neapolitanischen Feldzuge bewiesen; trotzalledem wurde er auch bei der Belagerung und Vertheidigung der Stadt wieder als Oberbefehlshaber von der Regierung vorgeschoben. Wäre Garibaldi Oberbefehlshaber gewesen, nie würde er trotz aller friedlichen Vorspiegelungen Oudinot's die starke Besetzung der wichtigen Position auf dem Monte Mario und Monte Verde versäumt haben. Das am 3. Juni vergossene Blut so vieler tapferer Streiter hat nur Roselli's Unfähigkeit zu verantworten.

Sorglos und keines Angriffs gewärtig, erwarteten die zwei Compagnien Bersaglieri in der Villa Pamfili den Tag. Bald nach Mitternacht schlich sich eine französische Colonne leise heran.

Die römische Schildwache rief die Franzosen an.

„Evviva l'Italia!" ist die Antwort.

Die Schildwache hält die Colonne für Römer, und macht keinen Lärm. —

Inzwischen kommen die Franzosen heran, stoßen die Wachen nieder, dringen in die Villa ein, und morden die

Besatzung, oder nehmen sie gefangen. Wenige, die so glücklich sind, zu entkommen, allarmiren zwei näher der Stadt postirte Compagnien, diese empfangen die rasch nachdringenden Franzosen freilich in guter Ordnung, müssen aber der Uebermacht weichen und nach hartnäckigem Widerstande den Besitz der Villen Valentini und Corsini aufgeben, und sich in das Vascello zurückziehen.

Bei der ersten Kunde von dem Angriffe der Franzosen erhielt Garibaldi von dem Obergeneral Roselli den Auftrag, mit seiner Division die Vertheidigung des Porta di San Pancrazio zu übernehmen. Garibaldi raffte schleunigst die italienische Legion zusammen, und führte sie zur Porta di San Prancrazio. Nach und nach brachen die Studenti, die Emigrati, die Finanzieri und die drei Kohorten und Reiter der italienischen Legion ein, und nun begann Garibaldi mit ungefähr 3000 Mann, nachdem er das Vascello occupirt hatte, ohne Weiteres den Angriff auf die verloren gegangenen Positionen. Corsini, Valentini, Giraudi und das Kloster waren angefüllt mit Franzosen, welche aus allen Fensteröffnungen, von den Mauern, hinter den Hecken ein mörderisches Feuer auf die Angreifer eröffneten.

Geführt von Daverio, Sacchi, Marochetti und Bixio drang die Legion in die Villa Corsini. Aber sowohl die Anstrengung wie die Verluste waren so bedeutend, daß die Franzosen mit ihren herbeieilenden, frischen Colonnen

die Villa von Neuem nahmen. Zum zweiten Male ordnete Garibaldi seine Colonnen zum Angriff. Zum zweiten Male wurde Corsini genommen. Und wieder drängte die französische Uebermacht die Römer aus dem nur momentanen Besitz.

Manara, Hoffstetter, Ferrari, Rosagutti, Morosini, Manciagali, Dandolo und Rozzat griffen zum dritten Male an. Unter dem Rufe: „avanti, avanti!“ drängte der ganze Haufen, die Offiziere voran, in den Garten. Ohne einen Schuß zu thun, dringen die Römer bis auf 30 Schritt unter die Fenster der Villa vor, welche Feuer zu speien scheinen. Viele stürzen schon beim Eintritt in den Garten, noch mehr im Garten selbst unter den wohl gezielten Schüssen der völlig gedeckt stehenden Franzosen. Hauptmann Dandolo fiel, sein Bruder, Signeroni, Mangini wurden verwundet. Es mußte zum Rückzug geblasen werden. Zahllos fielen die Versaglieri, wie sie sich jetzt wieder aus dem Garten hinausdrängten. „Einzig,“ sagt Hoffstetter, „steht Garibaldi in diesem blutigen Gefechte um die entrissenen Positionen da. Welche Seelengröße, welche Ausdauer, die nicht weicht, obgleich fast alle seine Freunde auf der Erde liegen! Nicht Eigensinn, nicht schnöder Ehrgeiz läßt ihn diese großen Opfer bringen — er fühlt die ganze Bedeutung des Kampfes; er will um jeden Preis Corsini wieder haben. Ohne Garibaldi wäre Rom nicht so stolz gefallen.“ Am Abend dieses heißen Tages suchte Jeder Ruhe und Erholung;

nur er nicht. Die ganze Nacht war sein weißer Mantel allerwärts sichtbar. Ueberall rüstete und bereitete er gegen den nächsten Sturm vor."

Noch einmal fand ein Sturm auf Corsini statt. Im unwiderstehlichen Angriff wurde die Villa mit dem Bajonett genommen. Ferrari und Manciagali drangen sogar, von nur Wenigen gefolgt, in die Villa Giraudi ein. Die Lanciers, geführt von Oberst Masina, sprengten zu Pferde die Stufen von Corsini hinauf, und ritten in den ersten Stock. Von einer tödtlichen Kugel getroffen, starb der tapfere Masina dort einen schönen Reitertod. Aber nochmals war es nicht möglich, sich gegen die Uebermacht, die die Franzosen heranführten, zu halten. Oudinot hat an diesem blutigen Tage 20,000 Mann in's Gefecht geführt. Alle Anstrengungen Einzelner, wie des Lieutenants Manciagali, sich zu halten, waren vergeblich.

Als Schluß der Beschreibung dieses blutigen Tages möge Garibaldi's Tagesbericht über das Gefecht dienen. Er wird die beste Uebersicht über die Lage der Dinge geben. Die Belagerung Roms begann am folgenden Tage. Am Abend des 3. Juni war Roms Fall nur noch eine Frage der Zeit.

„Vom Thore San Pancrazio," lautet Garibaldi's Tagesbericht über den 3. Juni, *) „führt die Straße in

*) Der Tagesbericht Garibaldi's über das Gefecht 3 Juni findet sich in Elpis Melena, Denkwürdigkeiten Garibaldi's. S. 47, 48, 49, 50, 51.

directer Linie nach der etwa 250 Schritte entfernten Villa Vascello. Hier theilt sie sich in zwei Wege; der bedeutendere, der nach Civita-Vecchia führt, erstreckt sich rechts — der kleinere links der Gartenmauer der Villa Corsini entlang, die 300 Schritte von Vascello liegt. Dieses von Gärten und Mauern umringte Gebäude ist groß und massiv, und besteht aus drei Stockwerken. Die Villa Corsini auf dem höchsten Punkte des Grundstückes gelegen, beherrscht die ganze Umgegend; Gärten und hohe Mauern umringen sie. Ihre Position ist sehr stark, zumal wenn es darauf ankommt, sie ohne Vorbereitungen anzugreifen; denn, wollte man durch das Thor eindringen, welches sich am Fuße des Gartens befindet, so wäre man dem concentrirten Feuer ausgesetzt, welches der Feind unter dem Schutze der Hecken, Gebüsche und Rasen oder von der Villa selbst auf den Eingang richten würde, der als Vereinigungspunkt der beiden Gartenmauern einen spitzen Winkel bildet."

„Das Terrain ist ebenfalls dem Feinde sehr günstig, indem es von Hohlwegen durchschnitten, reich an Unebenheiten, Abhängen, Alleen und Buschwerken ihm gestattet, seine Reserven zu concentriren und sie vor dem Feuer des Gegners zu schützen, wenn dasselbe ihn zwingt, das Gebäude zu verlassen."

„Der erste Angriff, den die italienische Legion machte, war gegen die Villa Corsini gerichtet, die unsere Truppen verlassen hatten, weil sie dort vom Feinde überrumpelt, verrathen und übermannt worden waren."

„Es wurde mit dem Bajonett angegriffen, ohne daß ein Schuß fiel. Die italienische Legion hatte ungefähr drei Viertelstunden die ganze Wucht des Feindes auszuhalten, als Manara mit seinen Bersaglieri zu uns stieß, sie stürzten in den Garten, den Feind auf's energischste bis unter die Mauern des Hauses verfolgend." —

„Groß waren unsere Verluste; doch von jenem Augenblicke an war es gewiß, daß die Gebäude in unsere Hände fallen mußten."

„Der Feind hielt ein in seinem Vorrücken, und ein mörderisches Gewehrfeuer ward vom stark besetzten Bascello aus auf ihn gerichtet. Auch unsere tapfere Artillerie beunruhigte bald den Feind in der Villa Corsini. Die Bersaglieri Manara's, von dem Nebengebäude links, und die italienische Legion, von Bascello aus, vertrieben die französischen Tirailleurs aus dem Garten und von den Hecken. Der Feind, obschon verstärkt durch neue Mannschaft und geschützt durch zwei Kanonen, vermochte nicht, die Unsrigen aus der mit so vielem Muth errungenen Position zu vertreiben. Unsere Artillerie feuerte so stark auf Villa Corsini, daß der Feind sich endlich genöthigt sah, dieselbe zu verlassen, nachdem er sie in Brand gesteckt hatte."

„Inzwischen trieben die Kanonen der Bastei rechts und unsere vordringenden Bersaglieri den Feind auch aus der Villa Valentini; außerdem hatte er noch mehrere naheliegende Häuserchen besetzt und unterhielt von hier aus ein heftiges, aber unnützes Feuer."

„Links nach dem französischen Lager wurden zwei Kompagnien von Manara's Bersaglieri expedirt, die weit vordrangen, um den in den Weinbergen versteckten Feind zu beunruhigen. Ein erbitterter Kampf entspann sich, welcher den ganzen Tag währte; doch immer zum Vortheil der Unsrigen, denen es zum zweiten Male gelang, die Franzosen bis jenseits der Villa Corsini zu vertreiben."

„Gegen Abend trafen einige Kompagnien des dritten Linienregiments zur Verstärkung der Unsrigen in Vascello ein, und die Legion Medici zur Ablösung der Bersaglieri."

„Das Kanonenfeuer, von dem tapfern Oberstlieutenant L. Calandrelli meisterhaft gerichtet auf die Villa Corsini, verwandelte dieselbe fast in einen Schutthaufen. Der Feind sah sich auf allen Seiten geschlagen; denn die Unsrigen, namentlich die Manara-Bersaglieri und die italienische Legion, schlugen sich mehrmals Brust an Brust mit ihm."

„Die erste Kompagnie der Manara-Bersaglieri stürzte sich auf die Villa Giraudi, und machte dort viele Gefangene, während die italienische Legion sich öfters der Villa Valentini näherte."

„Als die Nacht einbrach, war das Schlachtfeld unser. Die Franzosen bewunderten unsere Bravour, und unsere Truppen wünschten nur, einen so muthig begonnenen Kampf am folgenden Tage wieder aufzunehmen."

„Die Ober- und Unteroffiziere, die ich auszuzeichnen

wünsche, weil sie als Märtyrer und wackere Patrioten fielen, sind folgende: die Obersten Masina, Daverio und Pollini, Major Ramorino, Adjutant-Major Peralta, Lieutenants Bonnet, Cavallerio und Grassi, Capitain Dandolo und David, Unterlieutenants Scarani, Tarete und Cazzaniga.“

Der Divisionskommandant. „J. Garibaldi.“

In der Nacht vom 4. auf den 5. Juni eröffneten die Franzosen die erste Parallele. Sie wollten Rom nicht vermittelst des Sturms, sondern durch den Ingenieur nehmen. Muthiger wäre es freileich gewesen, das Bascello im Sturm zu nehmen, und dann das Thor zu öffnen und die Leitern anzulegen. Es wäre gerade kein Heldenstück gewesen, mit dem großen Geschützpark das Bascello zusammenzuschießen und dann mit 35,000 Mann einen Sturm auf eine offene, nur durch eine Mauer geschützte Stadt zu unternehmen. Aber der Kampf am 30. April und die Kämpfe am 3. Juni um den Besitz der auf so verrätherische Weise weggenommenen Villen, hatte den Franzosen Respect vor den jungen Truppen der Republik eingeflößt.

Währenddem die Franzosen ihre Erdarbeiten begannen, war Manara Tag und Nacht beschäftigt, hinter dem Walle Magazine für Artillerie- und Infanteriemunition und für Wein- und Biervorräthe für die Arbeiter einzurichten, die Brunnen und die Passagen durch's Thor unter Aufsicht zu stellen, Nothambulancen zu bilden und hundert

andere Dinge anzuordnen. Die Bivouakplätze wurden festgestellt, die Außenposten regelrecht besetzt, mit bestimmten Kommandanten versehen und die Lagerplätze hergerichtet. Major Medici besetzte mit seiner Legion und 2 Kompagnien Versaglieri das Vascello. Kommandant des rechten Flügels wurde Oberst Sacchi, Kommandant des linken Oberst Pasi; Oberst Calandrelli wurde Artilleriedirector. Vom Thore nach dem Vascello wurde ein verdeckter Gang gebaut. Das Hauptquartier wurde in der Villa Savorelli eingerichtet. Oberst Haug, der bereits während der zweiten Expedition gegen die Neapolitaner im Generalstabe Roselli's gestanden hatte, wurde mit zwei Bataillonen und einer Reiterabtheilung bei Civita Castellana postirt, um die Straße nach den Legationen offen zu erhalten. Er erwarb sich dort um die Verpflegung Roms durch seine unermüdliche Thätigkeit und Energie große Verdienste. In den letzten Tagen der Belagerung wurde er mit seinem Detachement zurückgerufen, um sich an dem Kampfe gegen die Franzosen zu betheiligen. Oberst Manara entwickelte fort und fort die größte Thätigkeit. Mit Tagesanbruch versammelte sich der Stab bei Garibaldi, der stets der erste auf dem Pavillon der Villa Savorelli war, wo er sogleich von den französischen Schützen begrüßt wurde, die nun auch fortfuhren, ihm den ganzen Tag ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Garibaldi aber pflegte, nachdem er zuvor einen Blick auf den Feind geworfen, seine Cigarre

anzuzünden, die nun fortbrannte bis zum Abend, hörte die Berichte an, ertheilte Befehle, und verließ erst spät in der Nacht den Pavillon, um einige Stunden Ruhe zu suchen.*)

Man konnte die Franzosen in ihren Erdarbeiten, welche übrigens einen raschen Fortgang nahmen, nur durch Geschützfeuer oder durch Ausfälle stören. An Geschützen hatte Garibaldi indeß nur bis jetzt 7 Stücke. Von einer Wirkung einer so schwachen Geschützzahl auf einer so bedeutend langen Vertheidigungslinie konnte wenig die Rede sein. Außerdem war man gezwungen, die Geschütze sehr zu schonen, um sie nicht durch öfteres Feuern in kurzer kurzer Zeit unbrauchbar zu machen. Am 9. Juni wurde Nachmittags der erste Ausfall unternommen. Sein Erfolg war indeß nicht von großer Bedeutung, als daß die Franzosen mehrere Stunden lang in ihren Erdarbeiten gestört wurden. An demselben Tage wurde der brave Kapitain Rozzat tödtlich verwundet. Er hatte das Feuer in der zweiten Bastion dirigirt und sich im Uebermuth auf die Mauer gesetzt, wo er, um den Feind zu verhöhnen, seinen Hut schwenkte, der sofort von mehreren Kugeln getroffen wurde. Seine Leute, die ihn sehr liebten, zogen ihn gewaltsam herunter; er aber stellte sich sogleich wieder unter die breiteste Oeffnung der Mauer. Ein Schuß in's linke Auge warf ihn zu Boden. Be-

---

*) Hoffstetter, Garibaldi in Rom. S. 162.

sinnungslos wurde der Arme in's Hospital gebracht, wo er nach zweitägigen, fürchterlichen Leiden in den Armen einer Dame, der einzigen Pflege, welche er duldete, den Geist aufgab. Der Arme war ganz entstellt, die Augenhöhle voll Blut und die linke Seite des Kopfes hoch angeschwollen. Stöhnend hing er an dem Halse der ihn pflegenden Römerin, welche mit beiden Händen die freie Rechte des Unglücklichen umklammerte, um seine Versuche, die Binde wegzureißen, zu hindern. Seine Qualen wurden noch vermehrt durch einen Streifschuß, den er am 3. Juni an der linken Schulter erhalten hatte. Während der 36 Stunden, die er noch lebte, wich jene edle Frau keine Minute von dem Bette des Sterbenden, dem sie völlig fremd war.

Rozzat war unbestritten einer der tapfersten Offiziere der Bersaglieri. Seinen leichten Muth, wie er ihn im Feuer entwickelte, mußte man selbst gesehen haben. Die natürliche Folge war, daß auch seine Leute unter die Besten zählten. Den folgenden Tag stiegen vom evangelischen Kirchhofe drei kleine Rauchwölkchen auf: es waren die letzten Grüße, welche die trauernde Kompagnie ihrem Hauptmann in's Grab schickte.

Als Manora noch mit seinen Freiwilligen in Tirol stand, präsentirte sich eines Tages ein junger, kräftiger Mann in grauem Kapot, das Hüfthorn an der Seite, und verlangte Dienste. Dieser Freiwillige war Rozzat

aus Genf. Er hatte von dieser Minute an Manara, der den Gefallenen tief bedauerte, nicht mehr verlassen."*)

In der Nacht vom 10. auf den 11. Juni unternahm Garibaldi einen größern Ausfall. Er sollte mit 5000 Mann gemacht werden. Auf dem großen Platze von St. Peter war das Rendez-vous aller zum Ausfall bestimmten Truppen. Ich wähle zu seiner Beschreibung die Schilderung Hoffstetters**): „Der Aufbruch verzögerte sich bis 10 Uhr, und der General schien den Aufgang des Mondes abgewartet zu haben, da er mit einer Kolonne von 5000 Mann, nicht erwarten konnte, unbemerkt bis an den Aquaducte zu kommen, und lieber auf die Ueberraschung kleiner Posten Verzicht leistete, um dafür vollkommen Herr der Leitung zu bleiben, und der Gefahr der Unordnung in der Dunkelheit bei solcher Masse zu entgehen. Zu aller Sicherheit gegen Unordnung ließ er die ganze Division die Hemden über die Uniform anziehen. Die Offiziere banden sich weiße Taschentücher um den Hals."

„Endlich öffneten sich geräuschlos die Flügel der Porta Cavalleggieri, und schweigend rückte die Kolonne über die mit Stroh bedeckte Zugbrücke."

„Dem Zug voran leuchtete im klaren Mondschein der weiße Mantel des Generals, und noch einmal schöpfte

*) Ebendaselbst.
**) Ebendaselbst S. 183.

ch Hoffnung, daß er auch in dieser Nacht, wie schon so oft, unser glücklicher Stern sein werde."

„Hinter dem Stabe folgte eine halbe Eskadron Reiter. Auf Hoffstetters Bitte an Manara ließ derselbe diese gefährliche Waffe auf der großen Straße langsam vorreiten, gleichsam als eine Seitenpatrouille dienend. Die Tête der Infanterie bildete die kleine polnische Legion."

„Man schlug die große Straße ein, um sich gegenüber der Porta Fabrica links zu wenden. Bevor man jedoch dort anlangte, hielt der Zug still, bis ein Offizier der Schildwache, welche uns vom Walle angerufen, die Parole gegeben hatte. Hier, in der kurzen Pause des kaum begonnenen Marsches mußte der General seinen Sinn geändert haben; denn plötzlich wandte er sein Pferd, und schlug den Weg am Walle ein, der nach Porta San Pancrazio führte, stieg beim Kloster ab, was wir sogleich nachahmten, und führte zu Fuße die Spitze durch das Kloster, wo ein Piket von uns auf Vorposten stand, in der Richtung nach dem Schlosse di tre Archi."

„Manara und Hoffstetter, die allein die beabsichtigte Marschrichtung kannten, erstaunten nicht wenig über die unerwartete Abänderung. Der Kommandant des Klosterpikets, ein geborner Römer, gab vor, den Weg genau zu kennen, und versicherte außerdem, daß der Feind noch bis vor einer halben Stunde weder an dem Hause bei der Parrallele, noch bei dem Schlosse einen Posten gehabt habe. Was jedoch eher verdächtig, als ermunternd aussah."

„Der mitgebrachte Bote wurde von dem genannten Offizier über die Fußwege instruirt, und betheuerte überdies, daß er sie selbst ganz genau kenne.“

„Hierauf befahl der General Hoffstetter, an der Spitze mit dem Boten zu gehen. Der General, auf einem Stamme sitzend, dirigirte die ankommenden Abtheilungen, welche blos in der Rottenkolonne marschiren konnten.“

„Als Hoffstetter mit den Polen auf einer kleinen Terrasse angekommen war, beschien seine Leute der Mond so hell, daß er sich veranlaßt sah, den Leuten, die doch als die Vordersten mehr die Bestimmung zur Ueberraschung des Feindes hatten, die Hemden wieder abnehmen zu assen. Das Stück Land, auf dem die Polen soeben standen, war morastig und mit 8—10 Fuß hohem, starken Schilfrohr bewachsen, welches nach Angabe des Führers durchschritten werden mußte. Hoffstetter ließ die Polen in 5—6 Reihen neben einander durchgehen und hielt unterdessen die Spitze der italienischen Legion an. Jenseits des Schilfes standen sie plötzlich wieder ganz in der Nähe des Walles, und waren dagegen eigentlich um das Kloster herumgezogen.

„Der Führer hatte sich geirrt.“

„Die Vorhut wandte sich nun wieder rechts, blieb aber außerhalb des Schilfes, weil dasselbe beim Durchgehen zu viel Geräusch verursachte.“

„Nun, an einer großen, dichten Hecke angekommen, erklärte der Führer Hoffstetter, daß man durch dieselbe

wieder auf den rechten Weg komme. Von hier aus konnte man das Ziel des Marsches, die Gebäude, hell vom Mondschein beleuchtet, deutlich sehn."

„Eben war auch Oberst Sacchi mit einem Theil seiner Leute durch das Schilf bis an die Hecken vorgekommen, als plötzlich, ohne irgend einen Grund, ein solches Gerassel, Springen und Zerbrechen des Rohres entstand, daß man nicht anders meinte, als eine kecke Reiterabtheilung des Feindes habe sich durch das Schilf auf die Kolonne geworfen. Sacchi und Hoffstetter formirten rasch die nächsten 50 Mann an der Hecke in einen Klumpen, ließen fällen, verboten das Spannen, und riefen, in der Meinung, es rennten die Eigenen auf sie zu, leise durch das Rohr: „Amici, amici!" Keine Stimme antwortete, nichts war zu vernehmen, als das Krachen und Brechen des Schilfrohres, welches so dicht stand, daß man unmöglich sehen konnte. Endlich Alles still."

„Weder Feind noch Freund zu erblicken."

„Hoffstetter, den wahren Grund der Sache ahnend, begab sich durch das Rohr eilig gegen das Kloster zurück. Auf dem Wege lagen Tschako's, Gewehre, und selbst einige Blessirte. Beim Kloster erst fand er den Rest der Polen und der italienischen Legion in größter Unordnung. Manara, vor Wuth schäumend, raffte sich eben von der Erde auf, wohin er vom Andrang der Flüchtigen, denen er sich entgegengestemmt, geworfen worden. Der General,

mitten im Gedränge, schwang zornig die Reitpeitsche, und traktirte die Leute per „Kanaille.“

„Nur ein Augenzeuge kann sich einen Begriff machen von der Verwirrung, die solch ein panischer Schrecken hervorbringt. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß derselbe durch das unselige Schilfrohr entstanden war, und seinen Anfang von der zweiten Abtheilung der polnischen Legion genommen hatte; dieselbe war nämlich nicht völlig angeschlossen und konnten das Abbiegen der ersten Abtheilung, welche, wie schon gesagt, durch den Irrthum des Boten eine falsche Richtung eingeschlagen, nicht sogleich wahrnehmen, hielt deswegen, noch mitten im Schilf stehend, die vordern, wieder gegen den Saum des Schilfes zurückkehrenden Kameraden, sowie die unter Sacchi etwas oberhalb nachkommende Spitze der italienischen Legion, um so eher, als hier ein Mann das Geräusch von zehn macht, für Feinde, und wähnte sich völlig umzingelt. Ihre eilige Flucht und der durch das Laufen vergrößerte Lärm jagte nun Allen, die noch im Schilfe standen, einen solchen Schrecken ein, daß sie sich entsetzt herauswarfen und die zum großen Theil noch außenstehende italienische Legion mit sich fortrissen. Die Unordnung ging sogar bis durch das Kloster durch, und würde noch tiefer in die Kolonne gedrungen sein, hätte nicht das vorderste Peloton der Bersaglieri mit gefälltem Bajonett derselben eine Grenze gesteckt.“

„Doch wieder zur Scene am Kloster zurück. Während

die Offiziere wieder ihre Mannschaften sammelten, drängte Hoffstetter sich zum General durch und theilte ihm mit, daß der Bote den rechten Weg nun gefunden habe, der in ein paar Minuten auf die Höhe führen werde, und fragte an, ob man wieder vorrücken solle."

„Garibaldi erwiderte, daß er es nicht wage, mit solch erschreckten Menschen noch Weiteres zu unternehmen."

„Hoffstetter schlug nun vor, die Bersaglieri an die Spitze zu nehmen oder die italienische Legion hier Frontmachen zu lassen, mit den übrigen Truppen jedoch, die Bersaglieri auch in diesem Falle voran, den früher beabsichten Weg nach dem Aquaducte einzuschlagen."

„Doch auch dazu wollte der General sich nicht verstehen, in der Vermuthung, daß einige losgegangene Gewehre die Franzosen bereits allarmirt haben würden, befahl er Hoffstetter, die Kolonne von rückwärts abrücken, und auf dem Petersplatze bivouakiren zu lassen."

„Des Morgens um 1 Uhr befand sich die Division in einem großen Kreise lagernd, wieder auf dem Petersplatze."

Am 12. Juni schickten die Franzosen einen Parlamentär mit der Aufforderung zur Kapitulation. Die Konstituante wies einstimmig die Kapitulation zurück. Da begann mit Tagesanbruch des 13. Juni von Seiten der Franzosen ein ganz mörderisches Kanonenfeuer. Sie waren mit ihren Erdarbeiten bis auf 60—70 Schritt vor dem Wall angekommen, und hatten die Verbauung

und die zweite Batterie vollendet. Folgende Batterien wurden nun in Thätigkeit gesetzt:

Eine Paixhansbatterie von 4 Stücken.

Eine Batterie von vier Stücken, bestehend aus einer Haubitze und drei Feldzwölfpfündern. Dieselbe war gerade auf die Thorkurtine gerichtet.

Zwei Haubitzen nach der Richtung auf die Villa Savorelli, wo das Hauptquartier war.

Neben der Batterie des rechten Flügels zwei Mörserbatterien zu drei bis vier Stücken jede.

Die Breschbatterien waren folgende:

Vier Vierundzwanzig-Pfünder.

Vier Dreißig-Pfünder Schiffskanonen. Sie standen nur 80 Schritt von der Kurtine.

Vier Zwölf-Pfünder Belagerungsgeschütze.

Eine schwere Haubitzenbatterie.

Auf Seite der Franzosen waren also seit dem 13. Juni 19 Kanonen, 8 Haubitzen und 6—8 Mörser, wovon drei Viertheile Belagerungsgeschütze, thätig. Später wurde diese Zahl noch um ein Erkleckliches vermehrt, namentlich durch den neapolitanischen Belagerungspark.

Mit Tagesanbruch begann nun von beiden Seiten eine höllische Kanonade. Rasch hintereinander jagten die Mörser- und Kanonen-Batterien ihre Schüsse hinaus. Immer nach zehn Minuten eine neue Auflage. Bei Tag war das Kanonenfeuer, in der Nacht das Mörserfeuer vorherrschend. Um die Mittagszeit setzten die

Franzosen gewöhnlich eine Stunde aus. Dann warfen sie die Bomben bis zum Abend mehr ins Lager, als in die Stadt. Sie zielten und warfen mit großer Genauigkeit und Sicherheit. Der Effekt, den der Donner des Geschützes hervorrief, war großartig. Oft folgte auf jeden Schuß ein langes, donnerartiges Echo, als wenn vier Gewitter auf einmal am Himmel ständen. Bei jedem Schusse stürzten große Stücke Mauerwerk vom Walle herab; die verlorenen Kugeln schlugen in die Villen hinter dem Walle und reichten nicht nur bis Trasstevere, sondern auch in die große Stadt hinüber. Die Bomben stiegen hoch über dem Lager auf und erreichten in ihrem Falle die Mitte der Stadt. Die Steinsplitter verstümmelten und verwundeten Kanoniere und Schildwachen, und beeinträchtigten die Verbindung zwischen den Wallltheilen. Auch die Villa Savorelli, wo das Hauptquartier war, mußte den französischen Artilleristen vielfach als Zielpunkt dienen. Fünf bis sechs Bomben krepirten gleich am ersten Tage unter den Fenstern der Villa, ein Theil der Scheiben wurde durch die Explosion zertrümmert. Villa Savorelli lag gerade im Strich der verlorenen Breschkugeln, welche gegen die zweite Bastion geschleudert wurden. Nirgends war man dort sicher. Drei bis vier Wände wurden von den Bomben und Granaten durchgeschlagen. Ein Dragoner saß mit übergeschlagenen Beinen im Gange nach der Seite der feindlichen Batterie, und machte ein Mit-

tagsschläfchen. Eine sechs und dreißigpfünder Kugel drang durch die vordere Mauer unter der Fensterbrüstung, traf das Knie des übergelegten Beines, und warf ihm fast buchstäblich den Schenkel aus der Hüfte. Da lag der Dragoner neben dem zerbrochenen Stuhle mit der fürchterlichen Wunde. Ruhig schaute er die Wunde an, und sagte mit fester, ungebrochener Stimme: „coraggio, amici!“ — Eine schmerzhafte Operation ertrug er mit gleicher Standhaftigkeit. Als Garibaldi zu einer Besichtigung gerade in der dritten Bastion war, fielen die Hohlgeschosse dort in Menge herab. Auf 10 Schritt vor ihm schlug eine Bombe ein. Alles sprang hinter Deckungen, oder warf sich auf die Erde. Nur er allein blieb ruhig und aufrecht stehen. Die Bombe krepirte, überschüttete ihn mit Erde, aber verletzte ihn nicht. Die Herzen aller in der Bastion Anwesender zitterte in diesem Momente für den General. Ein desto lauteres „Evviva Garibaldi“ schlug dann an die Wände der Bastion, als sie ihn unversehrt und aufrecht stehen sahen. Die römische Artillerie, so jung sie auch noch war, und so wenig sie an ein so fortwährendes, höllisches Feuer gewöhnt sein mochte, zeichnete sich dennoch durch unerschütterliche Ruhe sowohl, wie durch Sicherheit im Schießen aus. Statt, wie andere Truppen in freien Stunden nach der Stadt zu eilen, legte sie sich, um zu ruhen, in den Schatten der Lafetten ihrer Kanonen. *) Sie nah-

*) S. Hoffstetter, Garibaldi in Rom, S. 205.

men die Schießscharten der Bresch- und Contre-Batterie auf's Korn, sich gar nicht darum bekümmernd, daß jeder feindliche Schuß ein Stück von der Scharte wegnahm, durch welche ununterbrochen die Flintenkugeln pfiffen. In die dritte Bastion fielen innerhalb vier und zwanzig Stunden nicht weniger als 180 Bomben. Manara hatte aus Anagni einen zwölfjährigen Knaben als Burschen mitgenommen. Der Junge, statt seine kleinen Dienste zu verrichten, desertirte jeden Morgen auf den Wall, wo er sich von den Soldaten, die ihn alle gern sahen, eine Flinte geben ließ, und mit großer Fertigkeit nach den französischen Kanonieren feuerte. Als ihn ein Offizier mit der Aeußerung: „Du bist noch viel zu klein!" von den Mauern wegjagen wollte, widersetzte sich Cosparo und rief: „Der General ist auch nicht groß!" Garibaldi lachte herzlich, als man ihm diese Antwort erzählte. *)

Obschon der Feind so nahe an der Mauer war, konnte dennoch mit Ausfällen wenig gegen ihn unternommen werden. Um Ausfälle zu unternehmen, fehlten Vorwerke, Glacis und Waffenplätze, um die Ausgefallenen wieder aufzunehmen. Unterdeß hatten die Franzosen kein Mittel zum Schutz ihrer Batterien versäumt. Bei dem geringsten anfall würden sie bei Ausfällen mit ins Innere der Stadt gedrungen sein. Ein Versuch der Franzosen, vom Monto Mario her sich an Porta del Popolo fest-

---

*) Ebendaselbst. S. 213.

zusetzen, wurde zurückgeschlagen. Bei dieser Gelegenheit wurde der Generalstabsoffizier Alexander Podulak mit einem kleinen Trupp abgeschnitten und aufgefordert, die Waffen zu strecken. „Solchen ehrvergessenen Hunden ergebe ich mich nicht!" schrie er den Franzosen entgegen, und schoß zwei davon nieder. Mehrere Bajonettstiche streckten den tapfern jungen Mann, der noch nicht drei und zwanzig Jahre alt war, nieder. Er hatte bereits in Wien zu den tapfersten Streitern der akademischen Legion gehört. Nach der Einnahme Wiens durch Windisch-Grätz war es ihm gelungen, nach Paris zu entfliehen, von wo er kurz vor Abgang der römischen Expedition nach Rom geeilt war, um dort durch französische Bajonette zu sterben. Im Vascello hatte Medici immer noch sein selbstständiges Kommando. So wenig Mittel ihm zu Gebote standen, so unablässig war er bemüht, seinen Posten zu verstärken und die Beschädigungen auszubessern, welche die feindlichen Batterien fortwährend verursachten. Dabei wurde ununterbrochen aus dem Vascello nach den feindlichen Kanonieren geschossen. Noch immer stand der Pavillon der Villa Savorelli, wo das Hauptquartier war, wenn auch auf wankenden Mauern. Garibaldi verließ ihn nur bei der Nacht auf einige Stunden, um zu ruhen. Er nahm sogar seine Mahlzeiten dort ein, und wenn Gläser und Flaschen entzwei geschossen waren, wurden eben andere bestellt.

Die Bomben flogen in der Stadt oft weit über

Trostevere hinaus bis auf den Corso. Gleich von vorn herein nahmen die Einwohner wenig Notiz von den Geschossen, und riefen, sobald sich eines zeigte, Einer dem Andern zu: „Ecco un' Pio Nono!"' „Das Kloster Casimato," erzählt Hoffstetter, *) „hat einige gewölbte Kreuzgänge, unter welchen die Besatzung Schutz finden konnte. Dagegen sind die Kirche und der größere Theil der Gebäude nicht bombenfest, was ich beinahe zu meinem Schaden wahrgenommen hätte; denn während ich mit der Aufnahme des Klosters beschäftigt war, in dem mich ein junges Mädchen, das hier gut bekannt war, umherführte, fielen binnen 10 Minuten 4 Bomben hinein. Eigenthümliche Umstände hatten zur Folge, daß dieses Mal jene Geschosse einen eigenthümlichen Eindruck auf mich machten. Es befanden sich nämlich hier gerade viele Leute, vorzüglich Weiber, welche die Habseligkeiten der Nonnen wegschaffen sollten. Die erste Bombe, mit ungeheurem Gekrach drei Etagen durchschlagend, fällt in die Sakristei. Alles wirft sich im stummen Schreck auf die Erde, und erwartet die Explosion, die auch kurz darauf erfolgt, Fenster und Thüren der Kirche zertrümmert, und der ganze Haufe fängt nun jämmerlich an zu schreien, trägt Hände ringend die Kinder hin und her, und ruft in Verzweiflung zu Hülfe, so daß ich besorgt herbeispringe."

„Kaum haben sich die Armen vom Schreck ein wenig

*) Ebendaselbst. S. 216, 217.

erholt, so fällt die zweite in den großen, inneren Hof, wo ein Pferd angebunden war; gleich darauf folgt die dritte in das Schiff der Kirche, und etwa nach vier Minuten die vierte in ein anstoßendes Wohngebäude. Jedesmal wiederholte sich die Verzweiflungsscene. Trotz des Schreckens und der Angst, welche die Leute ausstehen mußten, trotzdem wohl die Mehrzahl Kostgänger dieses Klosters gewesen sein mochten, hörte man doch keine Aeußerung der Unzufriedenheit gegen den jetzigen Zustand, sondern einzig Verwünschungen gegen die Franzosen. Meine Führerin zeigte viel Ruhe; denn als ich nach der Sakristei ging, um die Wirkung der ersten Bombe zu besichtigen, umhüllte uns beiden plötzlich eine Staubwolke. In der richtigen Vermuthung, daß hier eine zweite Bombe durchgedrungen sei, riß ich das Mädchen schnell hinter einen Pfeiler — die Explosion erfolgte sogleich vier Schritte neben uns. Das Kind war blaß geworden, und wischte sich die Angsttropfen von der Stirn, folgte mir aber festen Schrittes durch den freien Hof weiter."

Am 20. Juni stürzte der Pavillon der Villa Savorelli endlich zusammen, gerade fünf Minuten nachher, als Garibaldi denselben verlassen hatte. An diesem Tage erhielt die Villa bis zum Abend nicht weniger als 80 bis 90 Bomben, welche in der Villa selbst oder vor den Fenstern derselben krepirten. Eine sechs und dreißigpfünder Kugel drang durch das Zimmer Manara's, gerade als derselbe mit seinen Offizieren beim Frühstück saß.

Alle Fenster wurden zertrümmert. Im Nebenhause hatte man unvorsichtigerweise ein Pulverfaß im oberen Stock gelassen. Die einschlagende Bombe, welche in dem Gemach dreier arbeitender Secretaire krepirte, verwundete Niemand, aber zündete. Sogleich eilten mehrere Soldaten hinauf, und holten das Pulverfaß herab. Es war die höchste Zeit. Die folgenden Würfe zertrümmerten das Haus total in wenigen Stunden. Eine Spitzkugel riß dem Hauptmann Maffi von der Bersaglieri den Arm auf. Er lachte dazu. Generalstabs-Hauptmann Pilhés wurde durch ein Bombenstück in die Seite verletzt. Endlich war die Villa Savorelli nicht mehr bewohnbar. Das Bombardement in der Nacht vom 20. auf den 21. Juni hatte dieselbe zu stark mitgenommen. Bei jedem Schuß stürzte ein Theil der Wände zusammen. Mehrere Bomben explodirten drinnen mit wahrhaft kolossaler Wirkung. Das Vascello hatte neue Fenster erhalten, nämlich die Kanonen hatten es an vier Stellen durchlöchert. Ein nächtlicher Angriff der Franzosen auf eins der kleinen, in der Nähe des Vascello belegenen Häuser mißlang gänzlich. Die Schildwache im obern Stock des Hauses lehnte, ganz allein aus der Besatzung wach, an eine Fensterbrüstung, als sie plötzlich ein Geräusch in der Nähe hörte. Sie erkannte es sogleich für Menschentritte. Statt Lärm zu schlagen, besaß sie kaltes Blut genug, die Besatzung, welche aus nur 35 Mann vom Regiment Dell' Unione bestand, so leise wie möglich

zu wecken und ihr die Gefahr mitzutheilten. Der Offizier stellte seine Leute an die Fenster, mit dem Befehl, erst Feuer zu geben, wenn der Feind das Schilfrohr betrete, welches auf 10 Schritt um das Haus herum zur größern Sicherheit aufgeschichtet war. Da die Thür unbegreiflicherweise offen geblieben war und im untern Stock nur vier Leute lagen, schickte er ein Dutzend zur Verstärkung derselben leise die Treppe hinab. Die Franzosen bemerkten aber doch, daß es im Hause lebendig wurde, und gingen, leise sich zurufend: „à la baïonette, à la baïonette“ auf das Haus los. Wie aus dem Boden gewachsen, umringen sie in großer Anzahl dasselbe. Da erhalten sie auf zehn Schritt eine so wirksame Decharge, daß der größere Theil sofort die Flucht ergreift. Ihr Hauptmann aber drängt dennoch unerschrocken mit mehreren Unteroffizieren durch die offenen Thüren nach der Treppe zu. Dort begegnet ihm die kleine, die Stiege hinabgeschickte Abtheilung, fällt auf die Eingedrungenen und massakrirt sie sämmtlich. Nach der Aussage eines sterbenden Sergeanten waren es zwei Kompagnien des 36. Regiments. *)

In der Nacht vom 21. auf den 22. Juni traf die Belagerten ein großer Verlust. Die Franzosen hatten bereits zwei Breschen geschossen, und öffneten neben der zweiten eine dritte. In der Nacht drangen sie durch die

*) Ebendaselbst S. 228, 229.

Breschen ein und nahmen zwei Bastionen, in denen sie sich festsetzten. Der Verlust war um so schmerzlicher, als die Breschen noch am Abend vorher in der vorsichtigsten Weise besetzt waren, und Niemand an die Möglichkeit eines solchen Verlustes dachte, jeder vielmehr gehofft hatte, auf den Breschen mit den Franzosen handgemein zu werden „Auf den Breschen werden wir die Messer gebrauchen", hatte Garibaldi einmal geäußert. Hoffstetter erzählt in seinem interessanten Buche den Vorfall folgendermaßen: „So glaubten wir die Breschen gesichert, und kehrten um halb eilf Uhr nach dem Palaste Corsini zurück, um nach zwei durchwachten Nächten einige Stunden Ruhe zu finden."

„Kaum hatten wir die Säbel abgeschnallt, so stürzte der Adjudant Delaj's mit der Nachricht herein, daß die Franzosen die Breschen genommen hätten, und das Bataillon in panischem Schrecken nach Casimato hinabgeflüchtet wäre. Bei dieser Hiobspost sprang Alles in die Höhe, und in ein paar Minuten saßen wir zu Pferde. Ich drängte mich zum General, und rieth, augenblicklich zum Angriff überzugehen, indem man mit der im Palast stehenden italienischen Legion durch das Bastion I. links auf die Bresche im zweiten stürme, und Manara sein Regiment in Villa Spada gerade auf die Kurtinenbresche führe, während ich zum linken Flügel eilen könne, um dort am Hause vorbei mit dem zweiten Bataillon dell' Unione das Bastion III. anzugreifen, unterdessen der

General die zweite Linie zur Aufnahme besetzen würde. Jetzt sei noch Hoffnung zur Wiedergewinnung des Verlornen, morgen werde es zu spät sein. Allein der General, in Anbetracht, daß möglicherweise nach einer solchen Flucht die zweite Linie erstiegen sein könnte, und noch im frischen Andenken an die Unordnung, welche ein Nachtgefecht mit sich führt, beschloß, vorsichtiger zu Werke zu gehen, eilte mit Oberst Sacchi und einer Kohorte geradenwegs nach der Villa Spada und befahl Manara die beiden andern bei Villa Savorelli einstweilen Aufstellung nehmen zu lassen, um unter allen Umständen den Gianicolo, das ist die dritte Linie, festzuhalten. Oberst Sacchi mit einer Kompagnie fiel sogleich aus, und suchte die Lage des Feindes in Bastion II. zu erkunden. Nach einem blutigen Scharmützel, das ihm zwanzig Mann kostete, zog er sich zurück."

„Bevor der Tag anbrach, war die ganze Division in Stellung, und die Geschütze des Pino und der neuen Batterie bei der Traverse, fingen an, nach dem Couronnement der Breschen zu donnern."

„Den Ueberfall selbst betreffend, berichtete Delaj dem General Folgendes:"

„Kaum waren Manara und Hoffstetter fortgegangen, so rief eine einzige Schildwache „agl' armi!" Die Franzosen erschienen in einem dichten, schwarzen Haufen plötzlich vor dem Abschnitt, also hinter dem Schilfrohr. Die Mannschaft wurde dadurch so überrascht, daß sie,

ohne einen Schuß zu thun, und obschon die Offiziere den Säbel gebrauchten, nach Casimato flüchteten. Ihr folgte die Compagnie an der Kurtine, wo der Feind noch gar nicht erschienen war. Desgleichen retirirte die ganze Besatzung des Bastions III., überrascht, wie die Andern, aus dem Haus und Abschnitt. Ein heilloser Schreck! Die Franzosen schossen gleichfalls kein einziges Gewehr ab, sondern riefen immer nur: „amici, amici!" Aus der Erzählung geht hervor, daß ein Theil der Franzosen durch den Minengang in Bastion II. eingedrungen war. Dieser Gang sollte zur Anlage einer Mine unter dem künftigen Curonnement dienen. Der Eingang befand sich zehn Schritte vor dem Abschnitt, also zwischen diesem und den Brennmaterialien. Ein preußischer Ingenieur leitete die Arbeit, und war gleich nach dem Vorfall spurlos mit seinen vier Arbeitern verschwunden. Nicht beaufsichtigt, wird er wohl den Gang jenseits zu Tage gebracht und den Franzosen das Hereinkommen erleichtert haben. Wie schnell und still die Geschichte vor sich gegangen, beweist die Gefangennehmung des Oberst Rossi, eines ausgezeichneten Offiziers, welcher das Regiment dell' Unione kommandirte. Derselbe wollte die Ronde machen, und wurde von den Franzosen italienisch angerufen. Auf seine Antwort: „colonello — ronda!" rief die französische Schildwache zurück: „avanti colonello!" Nichts ahnend ging er vor, und wurde sofort gefangen. So leicht die Franzosen diesen Vortheil errungen, so wenig

wußten sie ihn zu benutzen. Hinter siebenhundert Flüchtigen her auf die unvollendete zweite Linie stürmend, würden sie mindestens jetzt schon diese in ihre Hände gebracht haben. Immer dieselbe Kraftlosigkeit, welche Alles den Ingenieurs überläßt, und mit 35,000 Mann vor einer schlechten Mauer, von nur 5—6000 Mann und wenigen Geschützen vertheidigt, 30 Tage, jeden ernsten Kampf vermeidend, stehen bleibt. Zu gleicher Zeit, um die Aufmerksamkeit von dieser Seite abzulenken, waren die Franzosen sowohl auf ihrem linken Flügel gegen Villa Borghese, als auf dem rechten Flügel gegen das Thor von San Paolo herangezogen, und hatten ein lebhaftes Feuer mit den dortigen Besatzungen unterhalten."*)

Von seinem anfänglichen Vorsatze, am andern Morgen noch einen Angriff auf die verlornen, aber schon gekrönten Breschen zu unternehmen, stand Garibaldi auf die dringenden und wiederholten Vorstellungen Manara's und Hoffstetters endlich ab. Er überzeugte sich, daß der Entschluß ein verzweifelter gewesen sein würde, aber mit unverwandtem Blicke schaute er, während ihm die dringendsten Vorstellungen gemacht wurden, nach den so schmachvoll verlornen Breschen. Endlich, nachdem Beide schon lange aufgehört hatten, zu sprechen, sagte er plötzlich: „Gut, wir greifen nicht an; aber hätte ich meine Leute noch vom 3ten, man würde mich nicht überzeugt haben!" —

---

*) Ebendaselbst. S. 255 ff.

Die Vertheidigungsarmee zog sich nun in die zweite Linie zurück, an deren Ausbau, während die französischen Geschütze die Breschen in den Wallraum geschossen hatten mit aller nur möglichen Eile und Ausdauer gearbeitet war. Der rechte Flügel stützte sich auf das Bastion I. in der Nähe der Porta San Pancrazio; die Mitte die unvollendete zweite Linie mit Villa Spada, dahinter die Pinobatterie auf der Höhe; in der Tiefe stand der linke Flügel, gestützt auf die Kloster Casimato und Callisto. Das Vascello vor dem Thore San Pancrazio wurde noch immer von Medici besetzt gehalten. Alle Anstrengungen des Geniecorps wurden nun auf den Ausbau dieser zweiten Linie verwandt; um die Pinobatterie wurde ein Graben gezogen, neue Schießscharten eingeschnitten, ein neuer Abschnitt und ein bedeckter Weg erbaut. Garibaldi schlug sein Hauptquartier in der Villa Spada auf. Im Ganzen konnten erst 11 schwere und 5 Feldgeschütze gegen die Franzosen in Thätigkeit gesetzt werden.

Die letzten Tage Roms nahten; aber sie waren für Garibaldi und für die heldenmüthigen Vertheidiger der Stadt mit ewigem Ruhmesglanz erfüllt. Das Bombardement begann von Neuem. Die Franzosen hatten auf der Kurtinenbresche eine neue Batterie von vier schweren Geschützen demaskirt, und feuerten aus ihr auf die Batterie auf dem Pinohügel. Aber die tapferen Artilleristen der Republik gab den Franzosen eine derbe Lection. Ein rasches Feuer wurde auf die neue Batterie eröffnet. Jede

Kugel traf. Statt der Batterie sah bald man nur eine dichte Staubwolke. Nach zwei Stunden war die französische Batterie bereits zum Schweigen gebracht. Um 2 Uhr Morgens trat die Besatzung immer regelmäßig unter Waffen. Garibaldi brachte Tage und Nächte gewöhnlich unter einem von Lanzenspitzen gehaltenen Zelte zu, welches er in der Batterie hatte aufrichten lassen. Oft überschütteten die Explosionen der einschlagenden Bomben Alles mit Erde und Steinen, und zerrissen Lanzen und Decken. An zwanzig Bomben fielen in einer einzigen Nacht in die Batterie. „Una bomba, ragazzi", wurden sie von den Schildwachen angekündigt. Man steckte dann die Köpfe in die Höhe, und machte dort Platz, wo sie einzufallen drohte. Hauptmann Laviron fiel in Bastion I., von einer Kugel in den Unterleib getroffen; Hugo Bassi fing ihn sterbend in seinen Armen auf. Das Vascello lag fast gänzlich in Trümmern, der ganze obere Stock war eingestürzt. Am 27. Juni waren nicht weniger als 40 Feuerschlünde auf Seiten der Franzosen gegen die zweite Linie in Thätigkeit. Die Entfernungen, aus denen auf einander geschossen wurde, waren nur 250—400 Schritt. Die Kirche San Pietro in Montorio, welche unmittelbar hinter der Pinobatterie lag, stürzte ein. Der Thurm fiel durch eine weite Oeffnung in das Schiff. Villa Savorelli wurde mit Wurfgeschossen überschüttet. Ueberall Todte und Verstümmelte. Von den Kanonieren wurde Einer nach dem Andern verstümmelt aus der Batterie weggetragen. Der

Artilleriekampf dauerte bis zum Abend, um am andern Morgen mit erneuter Heftigkeit zu beginnen. Die Brustwehren waren schließlich nur noch ungeordnete Erdhaufen; am stärksten war die Pinobatterie zerstört, die Schartenbekleidung, die Schanzkörbe zur Deckung der Kanoniere fehlen. Ein Schweizer Artillerielieutenant, der einen Sechspfünder in dem bastionartigen Vorsprung befehligte, suchte nach, das Feuer dieses Stückes einstellen zu dürfen, da außer ihm, nur noch ein Mann dienstfähig sei. Dem Hauptmann einer anderen Batterie wurde ein Fuß weggerissen. Im Kartätschenfeuer an der Villa Spada vorübergetragen, hält er den Stumpf mit beiden Händen in die Höhe, und ruft der Besatzung an den Fenstern zu: „Evviva l'Italia! corraggio, corraggio!“ Als tausendfaches Echo antworteten ihm zuerst die Legion, dann die Bersaglieri aus der Villa und die Liniensoldaten dahinter! Der Zustand aller Werke in der zweiten Linie war allmälig ein solcher geworden, daß sie einem kräftigen und entschlossenen Stoß einer überlegenen Sturmkolonne nicht hätten widerstehen können. Mit Kennerblicken hatte Garibaldi schon eine dritte Linie ausgewählt.

Der 30. Juni war der letzte Tag in dieser denkwürdigen und ruhmvollen Vertheidigung einer fast offenen Stadt, welche Garibaldi jetzt beinahe dreißig Tage lang gegen einen siebenmal überlegenen Feind mit so zäher Ausdauer geführt hatte. Der anbrechende Morgen war das Signal zu einem allgemeinen Schießgefecht. Gari-

baldi hatte die Besatzung des Vascello eingezogen und damit Villa Savorelli besetzt. Der Kampf wüthete auf der ganzen Linie. Heftig war der Kampf um Villa Spada. Krachend stürzten die Wände ein, nach denen der Feind seine Geschosse gerichtet hatte. In allen Zimmern Todte und Verwundete. Die Besatzung litt bedeutend. Sie konnte sich beim Laden wohl gegen die Flintenschüsse schützen, aber nicht gegen die gewöhnlich zwei Wände einschlagenden groben Geschosse, die zuweilen ganze Rotten niederwarfen. Auch den hochherzigen Manara traf heute eine tödtliche Kugel. „Als ich eben im Begriff war, die Patronen fortzutragen", erzählt Hoffstetter den Tod seines Freundes, „beugt sich Manara nochmals zum Fenster heraus und wünscht, daß ich die Ausgefallenen zurückziehen solle. Auf meine Erwiderung höre ich keine Antwort mehr. Einige Zeit nachher zog ich ärgerlich, nichts ausgerichtet zu haben, meine Leute und zwar auf einem gedeckten Wege, durch den Grund hinter der Villa in dieselbe wieder zurück; ich selbst aber gehe auf geradem Wege durch das Portal hinein."

„Die erste Frage gilt Manara. Mein Unmuth wächst, da mir Niemand antwortet, und ziemlich heftig verlange ich von einem Offizier Auskunft. Dieser deutet stumm nach den untern Gemächern. Nichts ahnend, eile ich die Treppe hinab, und treffe auf Appiani, den Secretair Manara's, Auch dieser erwidert mir nichts — seine Thränen fielen mir erst später auf, — sondern weist mich in eins der

Zimmer. Hier öffnet sich auf eine letzte dringende Frage an meiner Seite schweigend eine Gruppe, und ich erblicke Manara im Blute schwimmend, den Tod schon in den edlen Zügen. Von der glühenden Aufregung des Gefechtes zum wildesten Schmerze überspringend, werfe ich mich zu meinem unglücklichen Freunde nieder, ergreife die entgegengestreckte Hand, und küße ihm die kalte Stirn. „Ich bin tödtlich getroffen, und werde nur noch eine Viertelstunde leben,“ spricht er mit gebrochener Stimme. Nur mühsam kann ich, um ihn zu trösten, die paar Worte hervorbringen, es sei nicht der erste und der letzte Schuß in den Leib, der geheilt sei; er solle sich verbinden und in das Lazareth bringen lassen.“

„Nein, mein Freund, diese Kugel ist tödtlich — ich täusche mich nicht — das Tragen würde mich nur schmerzen; ich will lieber hier sterben, wo ich gefochten habe.“

„Ungeachtet seiner Weigerung befahl ich dem Arzte, sogleich den Verband anzulegen, Dandolo, aufgelöst in Schmerz, half mir mit einigen Andern unsern Oberst in die Höhe heben und dann auf eine Tragbahre legen. Vier seiner treuen Versaglieri, Thränen in den Augen, ergriffen dieselbe.

„Auf wenige Stunden Adieu, Manara! Die Pflicht heißt mich den Wunsch, Sie zu begleiten, unterdrücken; denn die Vertheidigung der Villa ist nun in meine Hand gelegt; den ersten freien Moment werde ich benutzen, Sie zu sehen.“ —

„Er drückte mir die Hand, und schaute mich herzlich an — ich sah ihn nicht wieder. Nach zwei Stunden qualvollen Schmerzes verschied er in den Armen Dandolo's. Vorher noch sprach er zu seinem Freunde:“

„Tröstet meine arme Frau, und bringt ihr meinen letzten Gruß; sie soll unsere Kinder in der Liebe zu dem unglücklichen Vaterland erziehen, und, sobald sie stark genug sind, ihnen die Waffen zur Befreiung Italiens in die Hand geben.“ Das waren die letzten Worte eines sterbenden Helden, der sein Vaterland über Alles liebte und der seit zwei Jahren das Kampffeld nicht verlassen hatte, auf welchem er für Italiens heilige Sache stritt.“

Bei der Villa Savorelli war das Schießgefecht von derselben Heftigkeit. Dort wurde der Mohr Garibaldi's, der brave Agujar, der ihm aus Montevideo gefolgt war, erschossen. Wie gewöhnlich eilte der General von einem Punkte der Linie zum andern. Gerade als er sein Pferd hinter der Villa Savorelli wieder besteigen wollte, erhielt der Mohr, der ihm den Bügel hielt, eine Kugel durch die Schläfe. Drei Kugeln trafen den edlen Morosini, eine unten in die Brust, gleich daneben eine in den Leib, die dritte streifte den Kopf; auch war ihm noch die linke Hand durchschossen. Er war noch nicht zwanzig Jahre, von seltener Schönheit des Körpers, sowie des Geistes. Als beim ersten Feldzuge gegen die Oesterreicher die Schwestern in die Mutter drangen, den Bruder nicht ziehen zu lassen, gab sie zur Antwort: „Ich gebe dem

Vaterlande das Beste, was ich besitze, meinen einzigen, heißgeliebten Sohn.“ —

Auf der ganzen Feuerlinie schoß man sich auf zwanzig bis vierzig Schritt mit den feindlichen Schützen herum. Dazu das Kanonenfeuer aus den Batterien und das Mörserfeuer, welches entsetzliche Verstümmelungen anrichtete. Garibaldi, Medici und Ghilardi, der erst vor wenigen Tage von der Vertheidigung Livorno's in Rom eingetroffen war befanden sich immer an den gefährlichsten Punkten. Ihre Leute fochten mit derselben Hartnäckigkeit, mit der sie, mitten zwischen einstürzenden Trümmern und Gebälk, das Vascello so lange gegen zehn verschiedene nächtliche Anfälle vertheidigt hatten. Beim Einbruch der Dunkelheit lagen fünfhundert Mann todt oder verwundet auf dem Kampfplatze, ohne daß es den Franzosen gelungen war, auch nur einen Fuß breit vorzudringen. Am Abend hörte das Kleingewehrfeuer endlich auf. Die Truppenabtheilungen bivouakirten sämmtlich auf den innehabenden Posten. Um 11 Uhr schwiegen auch die französischen Geschütze. Um 9 Uhr war ein Parlamentär von Seiten des Triumvirats in das französische Lager gegangen, um zu capituliren. Rom war gefallen.

Druck von Gunkel & Muthschall in Berlin, Alte Jakobsstr. 81.